Germ 162/4
Dublin

Erinnerungen
zur
Beförderung
einer
rechtmäßigen Lebensklugheit.

In Erzählungen und praktischen Aufsätzen.

Herausgegeben
von
Friedrich Rochlitz.

Vierter Theil.

Züllichau und Freystadt,
bey Darnmann 1800.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
162/4

Vorrede.

Ich habe bey diesem Bande mancherley vorherzusagen, und bitte um Geduld. Man hat dieses Buch der Aufmerksamkeit für werth gehalten: dafür dank' ich; man hat ihm Beyfall geschenkt: dafür dank' ich noch mehr; man hat manches darin gründlich getadelt: dafür dank' ich am meisten. Eine Recension, welche im Grunde nur sagt, das Buch ist da, ist keine; eine Recension, welche nur im Allgemeinen lobt, ist für den Verleger; eine Recension, welche sagt: das hast du gut gemacht, jenes nicht, aus den und den Gründen — ist für den Verfasser. Ich habe mich bemühet, das zu vermeiden, was man getadelt hat. Dies mußte sich aber meistens nur auf die Abhandlungen

einschränken, weil in den Urtheilen über die Erzählungen die öffentlichen Richter (Z. B. der Jenaer und der Recensent der neu. d. Biblioth.) sich größtentheils geradezu widersprachen. Gegen den lezteren Recensenten erlaube ich mir Eine Stelle, weil ich sie mir schuldig bin. Er ertheilt mir weit mehr Lob, als ich, meiner Ueberzeugung nach, verdiene; aber er führt auch eine Stelle an, worin ein offenbarer Druckfehler stehet („allen" für „alten"); ein Druckfehler, der überdies im angehängten Verzeichniß angegeben und verbessert ist — und bedauert aus derselben, daß ich meinem Witze zuweilen zu arge Sprünge erlaube, u. s. w. Ich dächte doch, es wäre hier Pflicht gewesen, nicht nur das Druckfehlerverzeichniß nachzusehen; sondern auch, wenn keins da stünde, der Verfasser aber übrigens nur einigermaßen als verständiger und besonnener Schriftsteller bekannt, und sein Buch von ähnlichen barocken und offenbar albernen Behauptungen frey wäre — bey einer solchen Stelle einen Druckfehler, oder sonst ein Mißverständniß zu vermu-

then! Doch nichts mehr von dieser Kleinigkeit, und zurück zu der Abhandlung über Menschenleben! Alle stimmen ziemlich darin überein, daß sie hier denn doch nicht so recht an ihrem Platze stehe. Es kann freylich seyn, daß die meisten Leser, welche nach dergleichen Büchern greifen, nur etwas erzählt haben wollen — woran sie nicht wohl thun; und daß die, welche etwas Ernsthafteres wünschen, nach dergleichen Büchern nicht greifen — woran sie noch weniger wohl thun. Indeß geziemt es mir, dem Urtheil so verständiger Männer, als meine Recensenten allerdings sind, mich zu fügen. Zurükbehalten darf man ja eher, als zurükhalten. Gleichwohl habe ich die Pflicht gegen das Publikum, den angefangenen Aufsatz nicht ganz unvollendet zu lassen. Ich schlage deshalb einen Mittelweg ein; lege meine vollständigere und ausführlichere Bearbeitung ruhig bey Seite, und gebe nur einige Bruchstücke heraus, und zwar auch diese zu einzelnen, für sich bestehenden Ganzen verarbeitet, doch so, daß sie zugleich als Fortsetzung der Skizze vom Menschenleben im zweyten

und dritten Theile angesehen werden können. So ist in diesem Bande der Aufsatz über den Stolz entstanden, welcher ursprünglich eine Beylage zu dem Abschnitte über das männliche Alter seyn sollte. Dankbar bekenne ich auch, daß dieser Aufsatz großentheils nach Platners Hauptideen in den Philosophischen Aphorismen 2 Th. S. 312 — 346, 2te Ausg.; daß vornehmlich das, was in meinem Buche Seite 94 — 106 stehet, darnach gearbeitet ist. Von den allerdings nicht seltnen Abweichungen von diesem meinen Führer, welche der, dem daran gelegen, leicht wahrnehmen wird — im Einzelnen Rechenschaft abzulegen, würde viel zu weit führen. Ich kann deshalb nichts thun, als versichern, daß ich mir diese Rechenschaft überall streng abgefordert habe. Was der Aufsatz Gutes hat, schreibe man meinem Führer zu; das Nichtgute lasse man mich entgelten. Sollte diese kleine Abhandlung, ohngeachtet ich in Erzählung gesetzt habe, was sich nur drein sezzen ließ, doch noch zu ernsthaft befunden; sollten auch die wenigen einleitungsweise

vorgetragenen allgemeinen Sätze nicht ertragen werden: so weiß ich darüber nichts zu sagen, als daß ich ja vom Anfange der Schrift erklärt habe, ich schreibe nicht für tändelnde Kinder — weder an Jahren, noch an Sinn.

Von den übrigen Aufsätzen dieses Bandes erlaube man mir nur noch wenig Worte! Die erste Erzählung: Was entscheidet oft über das menschliche Schicksal — hat viel Lokales. Das wird ihr bey denen, welche dies Lokale kennen, vielleicht einiges besondere Interesse geben, aber bey Andern schaden. Daß sie eine scherzhafte Aufgabe einer heitern Gesellschaft, dem Verfasser an dem Orte, wohin die Scene meistens verlegt ist, gegeben; daß ihm dabey nicht nur das Thema, sondern auch als Materiale nur das vorgeschrieben war, was er auf dem Rasenplatze, wo er sich gelagert hatte, zufällig nahe um sich fand —: das kann und soll der Kleinigkeit nicht zur Empfehlung gereichen, wenn sie sich nicht selbst empfehlen kann. Von den fünf kleinen

Erzählungen, unter dem gemeinsamen Titel: Kleine Gemälde, sind die ersten drey zum Theil nach Voltaire; Etwas in der vierten ist nach Addison, Etwas in der fünften nach Moore. Ich wünsche, daß sie durch meine Freyheit in der Behandlung, nichts von ihrer eigenen Freyheit verlohren haben.

Und nun noch einmal — Verzeihung wegen dieser matten geschwätzigen Vorrede! Es ist freilich besser, der Vater spricht nicht von seinen Kindern, sondern läßt nur Andere über sie reden. Wenn er aber einmal über sie sprechen zu müssen glaubt: wer vergäbe ihm da nicht einige Schwazhaftigkeit?

Leipzig.

Friedrich Rochlitz.

Inhalt.

I. Was entscheidet oft über das menschliche Schiksal? = = Seite 1

II. Ueber den Stolz. = = 69

III. Kleine Gemälde

1. Der ehrliche Bramin = = 195

2. Der einäugige Sackträger = = 205

3. Die Getrösteten = = 216

4. Der Autor = = S. 221

5. Das gute Beyspiel = = 227

IV. Die verständige Wahl. Einige kleine Familienscenen = = = 253

I.

Was entscheidet oft über das menschliche Schicksal?

Was entscheidet oft über das menschliche Schicksal?

Als ich nach einer Abwesenheit von sechs Jahren in mein liebes Vaterland zurükkehrte, ohne noch einen bestimmten Wohnort zu haben, erkundigte ich mich vor allem nach meinen ehemaligen Universitätsfreunden, um vielleicht einen zu finden, in dessen Gesellschaft ich mein künftiges Leben verbringen könnte. Die meisten waren aber zerstoben und eben so wenig zurükzubringen, als die schönen frohen Tage, welche wir zusammen genossen hatten. Nur von Einem erfuhr ich, daß er Kreisamtmann sey, nicht weit von K— ein schönes Landgut besitze, und im Schoose seiner liebenswürdigen

Familie ein äußerst glüklich es Leben führe. Wie? rief ich aus — Rieder? Rieder, der ärmste und verlassenste von uns allen; Rieder, der noch überdies bey meiner Abreise in einer so höchsttraurigen Verbindung lebte — Kreisamtmann? Besitzer eines Landgutes? Hausvater? und das alles in einigen Jahren? Ich machte mich sogleich auf, besuchte ihn, und fand alles, wie man mir gesagt hatte: meinen Freund als einen bedeutenden, sehr wohlhabenden, glüklichen Mann; seine Gattin, als ein junges, schönes, angenehmes Weib; seine zwey Kleinen, als die liebenswürdigsten Kinder, die mir je vorgekommen. Ich konnte ihm mein Erstaunen über das alles nicht verbergen, und mußte schon in der ersten Stunde freundschaftlichen traulichen Geschwätzes fragen, wie dies mit seiner ehemaligen kümmerlichen Existenz zusammenhange. Du kannst nicht mehr darüber erstaunen, antwortete er, als ich selbst! Und was ist es eigentlich, dem ich all mein jetziges Glück zu verdanken habe? Wart' —! Eine Bärenraupe, ein Strikbeutel, ein kleiner Strauß von Vergißmeinnicht, und ein Gevatterbrief! —

Du scherzest — —

Nichts weniger, als das! Wie es zusammenhängt, das sollst du schon noch des Breitern erfahren! —

Des Abends war seine liebe Henriette mit den Kindern bey einer Freundin; wir, ich und Rieder, sezten uns um den wohlthuenden Ofen, ließen den feuchten rauhen Herbstwind nach Belieben sausen, und mein Amtmann begann.

Du erinnerst dich meines elenden verlaßnen Zustandes in L— bey unsrer Trennung. Vielleicht hast du auch noch nicht vergessen, daß ich damals in Verbindung mit der schönen, aber schändlichen Z—, der Sängerin auf dem —ger Theater war. Das Weib hatte mich so ganz hingerissen, daß alle eure Zuredungen fruchtlos blieben, ohngeachtet ich eingestehen mußte, daß sie eben so wahr, als gutgemeynt waren. Madame Z—, der die feurigste Anhänglichkeit eines unschuldigen, armen Jungen kaum in müßigen, langweiligen Stunden einen leichten Spaß machte, behandelte mich, wie ein tückischer Bube den Käfer am Faden.

durch ein flüchtiges Wort, durch einen verbuhlten Blick zog sie mich heute an sich, und morgen, wenn ich mich in tiefster Unterwerfung, mit innigster Herzlichkeit ihr nahete, lachte sie mich aus. Ich tobte, ich wütete, ich verschwor es, jemals wieder an sie zu denken, und nach drey Tagen hatte sie mich, durch irgend ein kleines Manöver, wieder so fest in ihren Schlingen, als jemals, ohne mir jedoch nur die geringste Gunstbezeigung zu gewähren. Was nach ihrem Plane am Ende aus der Sache werden sollte, das weiß ich nicht: aber wie es nach dem meinigen enden müßte, darauf kam ich, dazu entschloß ich mich endlich fest und heilig. Du willst ihr deine Neigung offen und frey gestehen, willst ihr das Opfer des ganzen Plans deines Lebens zum Heirathsgute darbieten, willst zum Theater gehen, und ihre Hand soll für das alles Ersatz seyn — wenn sie einwilligt. Willigt sie nicht ein, so willst du sie verachten, denn dann verdient sie es; willst von L— weggehen, um es ihr unmöglich zu machen, dich wieder anzukirren, und so sie vergessen lernen. Es war „Methode im Unsinn!“ —

Meine schöne Z— hatte sich einen kleinen Garten in einem der Stadt sehr nahen Dörfchen für den Sommer gemiethet. Hier brachte sie oft die Nachmittage, zuweilen auch die Abende zu: hier sollte meine Entscheidungsstunde schlagen. Zweymal hatte mich meine Dame abweisen lassen, weil sie hier ganz einsam zu leben wünsche und gar keine Besuche annehme — Du willst nicht wieder fragen, sagte ich. Durch ein kleines Geschenk brachte ich es bey dem Bauer, dem der Garten gehörte, leicht dahin, daß er mich, ehe sie kam, hineinließ. Zitternd, bald vor Angst, bald vor Freude über mein jezt zu entscheidendes künftiges Schiksal, sezte ich mich in eine schlichte Laube, wo ich nicht bemerkt wurde und wohin die Dame niemals kam. Ich hatte noch nicht lange gesessen, als ich sie kommen sahe. Sie ging in ihr Stübchen und trat an das offene Fenster, das in den Garten sahe. Sie glaubte sich ganz unbemerkt und durfte dies glauben. Es war ziemlich warm. Ihr Mädchen, das sie mitgebracht hatte, mußte ihr den Hut abnehmen; ihre schönen braunen Locken ringelten sich lang hinab. Sie beugte das Köpfchen hinterwärts und schüttelte,

in einer gewissen wirrigen, krausen Laune, die Härchen in ihre natürliche Lage. Es war ein lieblicher Anblick, mir entging nichts und mein Herz wollte die Brust zersprengen. So legte sie sich eine Minute zum Fenster heraus. Dann sprach sie rükwärts; ich sahe, daß sie zu ihrem Mädchen über Wärme klagte. Sie reichte die Hände hin, ließ sich die Handschuhe ausziehen, schob die Ermel des weißen leichten Kleidchens hinauf — weit über den Ellenbogen hinauf; ein kühles Lüftchen küßte den alabasternen Arm; ihr Gesicht wurde zufriedner, sie machte eine kleine Bewegung des Dehnens — aber nicht aus Müdigkeit; beugte sich nun abermals zum Fenster heraus dem kühlen Lüftchen entgegen, und schien sich äußerst behäglich zu befinden. Ich vermochte kaum auf meiner hölzernen Bank zu bleiben, mein Blut siedete, meine Stirn brannte, meine Augen wurden zuweilen einen Moment verdunkelt.

Mitten im Gärtchen war ein recht hübscher Grasplatz, in dessen Mitte ein großer schattenreicher, jezt in voller Blüthe prangender Apfelbaum stand. Unter diesem hatte sich die Dame eine Rasenbank aufwerfen lassen, und hier

war ihr gewöhnlicher Siz. Jezt kam ihr Mädchen aus dem Hause, trug ein kleines Tischchen dorthin, brachte dann Milch, ein Buch und Strikzeug, und ging zurück. Jezt! jezt! rief ich fast laut. Ich bebte, und kalt lief mir's den Rücken hinab. Nun kam sie langsam. Sie ging gerade auf das Ruhepläzchen los, besahe den Baum, brach ein kleines Blüthenzweiglein ab und stekte es an ihre Brust, trank ein wenig, machte die Miene einer Erquikten, nahm das Strikzeug, sezte sich, schlug das Buch auf, strikte und las dabey. Jezt schlich ich aus meinem Hinterhalte hervor, und war ihr schon ziemlich nahe, als sie mich erblikte. Sie erschrak ein wenig, wollte aufstehen; ich hielt sie fest auf ihrem Siz und brachte etwas von Entschuldigung, von Unwiderstehlichkeit, von langem Kampfe mit mir selbst u. d. gl., übel genug vor. Die Verwirrung, die Innigkeit, mit welcher ich sprach, schien ihren Unwillen zu mäßigen. Sie schmälte zwar, aber doch nur, wie mir's vorkam, aus Gehörigkeit. Nach einem Weilchen hörte auch dies Schmälen auf; jedoch schien sie, ich weiß nicht ob von Herzen — alle größere Annäherung, auch nur im Gespräch,

durchaus verhindern zu wollen. Da, sagte sie — wenn Sie bey mir seyn wollen, lesen Sie hier laut weiter! Sehen Sie — bis hieher bin ich gekommen! — Ich machte nun freylich Einwendungen die Fülle: aber sie bestand darauf — ich mußte lesen.

Es war Figaro's Hochzeit von Beaumarchais, was sie, als damals eine Neuigkeit, gelesen hatte, und sie war mit dem ersten Akt zu Ende. Ich begann also mit dem zweyten, und las so schlecht, als sonst in meinem Leben nicht. Ich machte mit dem Figaro in der Hand die leibhafte Figur eines Kandidaten, der im Examen die hebräische Bibel bekömmt, mit der er sich eben nicht sehr befaßt hat. Mein Examinator gehörte unter die höflichen, Klärchen schien meine Ungeschiklichkeit, Verlegenheit, Verdrüßlichkeit u. s. w. nicht zu bemerken, und lächelte sogar, wenn ich mich alle Augenblicke versprach, die Personen verwechselte, falsch accentuirte u. d. gl. Das Stück war freylich nicht von der Art der beruhigenden. Je weiter ich las, desto mehr wurden meine Sinne aufgeregt. Als ich in der Scene war, wo Susanne den kleinen Pagen in Gegenwart

der Gräfin umkleidet, vermochte ich schlechter=dings nicht weiter zu lesen. Ich legte das Buch hin, warf mich vor ihr nieder — Kla=ra! rief ich; Ach Klara! wie können Sie mich so martern! —

Sie war in einiger Verwirrung — Mein Gott, Herr Rieder — sagte sie; was ist Ih=nen? Stehen Sie auf! Ich bitte Sie — stehen Sie auf! — Nein, rief ich außer mir; nicht eher, bis ich Ihnen alles das gesagt ha=be, was — — Noch einmal, fiel sie ein; stehen Sie auf! Wenn man uns so sähe, was müßte man denken! — Was man will — fiel ich ein; ich muß — ach Klara, ich muß — ! —

Sie sahe jezt mit einem mildern Blick auf mich herab, ein Lüftchen wehete einige Apfel=blüthen ihr auf den stürmisch gehobenen Bu=sen, ihr Gesicht glühete, ihre Hand sank matt auf ihren Schooß. Ich verstummete. Ich ergriff die weiße, weiche Hand, drükte sie glühend an meine Lippen, sahe mit innigster Sehnsucht zu ihr hinauf, begegnete dem feuch=ten Blick ihres Auges — In demselben Au=

genblicke fuhr sie mit Entsetzen zurück, Abscheu mahlte sich bis zur Karrikatur auf ihrem Gesicht, mit einem lauten Schrey sprang sie auf. Um Gottes Willen, was ist Ihnen? rief ich „herabgestürzt aus allen meinen Himmeln," war gleichfalls aufgestanden und wollte mich ihr nähern. Sie sprang zitternd zurück: Weg, weg! rief sie — Sehen Sie denn nicht? Hier wieß sie aus der Ferne auf meinen linken Arm; und — siehe da, eine respektable, wohlbestachelte Bärenraupe wogte mit Emsigkeit den Arm hinab und steuerte auf meine Hand zu. Ich ergriff das Thier säuberlich und warf es an den Boden. Wie hat dies Thierchen Sie so außer sich setzen können? — sagte ich, wollte einen Scherz aus der Sache machen, und ging auf das noch immer leichenblasse Klärchen zu. Aber sie meynte es ernstlicher, und fuhr jezt vor mir — ich hatte ja das abscheuliche Thier angegriffen! — eben so zurück, als vor jener ernsthaften Störerin. Sie rief mit Heftigkeit, ich solle und müsse sie jezt verlassen u. d. gl. Diese schöne Schlußscene eines vierten Akts von einem Drama nach jezt gewöhnlichem Zuschnitt, machte wirklich den gewaltsamen Effekt, den

jene Scenen machen — wenn sie wollen so gut seyn! Ich verbeugte mich und ging mit den Worten: Wenn ich Ihnen denn um einer Raupe willen so durchaus unausstehlich geworden bin! — zum Garten hinaus, nach Hause.

Und nun, Freund — fuhr der Amtmann fort; was ist der Mensch für ein sonderbares Spiel der kleinsten Kleinigkeiten! Wirst Du es glauben, daß durch diesen Zufall unser ganzes gegenseitiges Verhältnis auf immer und ewig — und zwar bey mir eben so, wie bey ihr, gestört war? Sie betrachtete mich von der Zeit an mit Höflichkeit, aber doch mit einem gewissen Widerwillen und Grauen, schien mich in ihrer Atmosphäre nur mit Selbstüberwindung zu dulden: und ich war so kalt, so eiskalt, daß ich ihr diesen Kampf nur zweymal zumuthete, und dann ganz aus ihrer Gesellschaft blieb —

Ich kann mir das recht gut denken — erwiderte ich. Ein so urplözliches Herausreißen aus der höchsten Illusion, ein so totales Niederschlagen der aufgeregtesten, gespanntesten

Phantasie von beyden Seiten; dabey, Etwas von Eckel bey ihr, Etwas von beleidigter Eitelkeit, gekränktem Stolz bey Dir: — dies zusammen in Eins gepreßt, gewaltsam und mächtig dem Geiste eingedrükt, bleibt viel zu tief in ihm, als daß es je vertilgt werden könnte, oder auch nur, daß es sich nicht an alle nur einigermaßen ähnliche neue Vorstellungen anhängen sollte. So kenne ich Eheleute, von denen der eine Theil den andern, durch ein einziges undelikates Benehmen in einem entscheidenden Stündchen, auf immer aus der süßen Täuschung gerissen und in eine Stimmung versezt hat, aus welcher die aufrichtigste Zärtlichkeit in der Folge eine geheime Abneigung, die ich vielleicht schon Eckel nennen könnte — nicht ganz verwischen konnte. So weiß ich Freunde, von denen der Eine durch eine einzige, nicht eben übel gemeynte, aber kleinliche, z. B. grobeigennützige, knikrige Aeußerung, wenn der Andere in einer Stunde hohen, reinen Gefühls in bessern Regionen schwebte — das schönste, jahrealte Verhältniß unterbrach, und Verschlossenheit ins Gemüth, Konventionsdinge ins Gespräch für immer und ewig brachte. Doch fahre Du

lieber in deiner Erzählung fort. Du bist der Bärenraupe viel schuldig: denn Deine Dame war eine gar böse Sünderin, wie ich ganz gewiß weiß; und endigte die Gartenscene, wie sie, allem Anschein nach, ohne die wohlthätige Störerin geendigt haben würde: so warest Du in einen Strudel gerissen, in welchem Du schlechterdings untergehen mußtest.

Nun war ich also frey, fuhr der Amtmann fort — frey wie der Vogel in der Luft: auch konnte ich mir, wie er, mein Brod suchen, wo ich wollte, nur mit dem Unterschiede, daß ich es nicht, wie er, überall fand. Mein alter Hauswirth, der von Gicht und Podagra baß geplagte pensionirte Hauptmann von X., wollte nach Karlsbad gehen, und suchte einen muntern Mann, der für seine Gesellschaft sorgte — wofür Er für alle Bedürfnisse desselben sorgen wollte. Er redete mich an. Sie kommen da in eine für Sie ganz neue Welt — sagte er. Warten Sie, ich will versuchen, Ihnen einen flüchtigen Abriß davon zu geben. Denken Sie sich einen kleinen Kreis, in welchen — wenigstens im Kleinen — alles zusammengedrängt ist, was die große oder viel-

mehr vornehme Welt hat: ihr Reizendes und Thörigtes, ihre Herrlichkeit und Miserabilität, ihre Verschwendung und Knickerey! Alles strengt sich einzig und allein darüber an, wie es eine schimmernde, oder doch wohlgefällige Außenseite zeigen will. Da man nun mit den Leuten nicht so genau bekannt wird, daß man die kahle Rükseite bemerken müßte: so hat man fast lauter Annehmliches um sich herum. Nun ist aber der schönste Spaß, zu beobachten, was jeder für seine glänzendste Seite hält und wie er diese den Andern in die Augen rükt. Der Eine macht den süßelnden Allerweltsunterhalter, der Andere den tieffühlenden Misanthropen; die Eine will durch stete Eleganz und Nettigkeit sich bemerklich machen, die Andere durch vornehme Abwechselung von größter Nachläßigkeit und möglichster Pracht u. s. w. Ich glaube kaum, daß am Firmament viel mehr Sterne sind, als dort! Wo Sie hinsehen, fallen Ihnen schöne Weiber in die Augen; wo Sie hinhören — artiges Geschwätz, oder harmonische Töne in die Ohren. Man tanzt dort mehr, als man gehet — wer da will und kann nehmlich: ich leider freylich nicht! Man thut nichts — den gan-

zen lieben Gottestag was man so recht eigentlich Nichts nennt: und hat alle Hände voll mit diesem Nichts zu thun — kömmt nie herum! wird nie fertig! Und die Quellen — ah, die Quellen! die heilsamsten in der Welt! Sehen Sie — ich reise nun schon dreyzehn Jahre, ohne auszusetzen, hin. — Nun kann ich zwar nicht sagen, daß sie mir Etwas geholfen haben: aber desto mehr bin ich zu der Hoffnung berechtiget, daß sie mir nun, nach so langer Vorbereitung, so recht von Grund aus helfen werden! Und Ihnen — ja wahrlich, Ihnen müßten so ein zwölf bis sechzehn Becher Neubrunnen des Tags herrliche Dienste thun — Mir? fragte ich verwundert. Allerdings Ihnen! rief er. Sie schleichen mir seit ohngefähr einem halben Jahre so trübselig umher, wie von unserm Herregott verlassen: das ist Hypochondrie! Sie werden zu viel studiert haben — daher kömmt's! — Ja ja, das wird's seyn! seufzte ich.

Ich ergriff die Gelegenheit, ein mir neues Theilchen der Welt zu sehen und reisete mit. Du kannst Dir denken, lieber Freund, was das Wogen und Fluthen dieser großen Welt in nu-

ce auf mich Neuling für einen Eindruck mach-te; wie ich mich von ihm mit forttreiben ließ, wie ich mir in diesem unsteten wirrigen Ele-mente wohlgefiel. Doch davon ein andermal. Jezt nur eine einzige Anekdote aus diesem klei-nen Abschnitt meines Lebens.

Ich hatte schon oft meinem alten wackern Invaliden angelegen, seiner Gesundheit und seines Vergnügens wegen, mit mir die bequem-sten Berge zu ersteigen. Endlich machte er ei-nen Versuch. Wir wollten nach der lieblichen Lorenzokapelle wallfahrten. Wir stiegen am Ende der Dorotheenaue den bequemen Weg hinauf, beym Tempel vorbey, und sahen nun die so reizend verstekte Einsiedeley uns zur Rechten. „Vetter" – so hieß mein guter Al-ter alle Menschen, die er lieb hatte – „Vet-„ter, laß uns ein wenig in dies Nestchen krie-„chen und ausruhen; das Klettern hat mich „ganz flau gemacht!" — Wir gingen hin-ein. Es ist ein heimliches, anmuthiges Pläz-chen. Zur linken die Fortsetzung des düstren Fichtenbergs, unten das helle Grün der Wie-se; vor sich hat man ein durch den Hammer-berg beschränktes und von der rauschenden

Töpel durchschnittenes Thal mit seinen geschmükten Spaziergängern; zur rechten, den einfachen und angenehmen Dorotheentempel in einiger Vertiefung, weiter hin die Felsenmassen des Hammerbergs und Hirschsprungs, zwischen diesen in der Tiefe, wie Kartenhäuserchen der Kinder, die weißen Gebäude der Wiese, und nun hinter allem diesen gukt der gewaltige Kreuzberg so ernsthaft herüber, und scheint mit seinen drey hohen Kreuzen auf der Stirn die Nichtchristen zu verhöhnen oder ihnen zu drohen. — — Ich war entzükt, mein alter Freund nicht weniger. „Hundsvott du — rief er; der du behauptest, die Welt sey nur ein Thränenthal, Angst, Noth und Trübsal überall! Komm her, gucke zu dem Fensterchen 'naus, und bitte dem lieben Gott die Sottise ab, die du ihm gesagt hast.“ —

Ich hatte meine Flöte bey mir. — „Recht so, Vetter! blaß' Eins hin!“ rief der Hauptmann. Ich sezte mich an das Fenster zur linken und phantasierte; er saß am Fenster zur rechten und sahe hinaus. Nach einer Weile sagte er leise: „Herr Orpheus, Er hat Zuhörer! Komm her! Siehe, wie sie aufhor-

chen!" — Ich trat hinter ihn — zwey junge schöne Damen saßen im Dorotheentempel; am Eingange stand ihr alter Bedienter. „Du weißt doch, wer sie sind?" fragte er. „Nein — wie sollt' ich! — —" „Ey, zum Henker," rief er zornig — „wirst du denn in deinem Leben nicht ins Badeleben kommen? Die Damen sind — richtig! fünf ganze Tage hier, und du kennst sie noch nicht? Dort, die linke mit der brüsken, drohenden Reiherfeder, ist die Gemalin des alten geheimen Raths von F— aus D—. Nimm dich vor der Frau ein Bischen in Acht; sie lebt in der Intrigue! Zwey, drey, vier kleine Episoden zugleich, die sich so recht hübsch durchkreuzen — das ist ihre Wonne! Aber versteh' mich recht — nicht etwa lüderlich: bewahre Gott! Nur voller Schelmerey, List, Leichtsinn und Neugierde, aber auch voll Verstand und Welt." — — „Und die zu ihrer Rechten —?" „Das Vergißmeinnichtchen mit dem bescheidnen Silberbändchen in den Haaren? Das ist ihre Gesellschafterin; so weit meine Nachrichten gehen, eine Pfarrerstochter vom Gute des geheimen Raths, deren Vater gestorben ist, und die jene Frau Schelmin zu sich genommen hat.

Willst mit ihnen bekannt seyn? Mußt dir doch einen Dank holen für deine strapazierte Lunge!" — Ich war viel zu bescheiden, und wehrte mit aller Macht ab, daß er die Damen nicht anredete.

Einige Regenwolken zogen herauf, die Damen entfernten sich. Nach einer Weile gingen wir auch zurück. Ein plözlicher Regenguß überfiel uns, ehe wir nach Hause kamen, und trieb uns in den böhmischen Saal. Hier fanden wir viele Gesellschaften, die ins Trokne geflüchtet waren. Unsere Damen waren gleichfalls da. Der Herr Gemal hatte sich dazugefunden, und schien sich auf den Schwarm von jungen Elegants um seine Frau her etwas zu Gute zu thun. Sie promenirten den Saal auf und ab, ich stand mit klopfendem Herzen an einem Fenster — natürlich, von Jedermann unbemerkt. Jezt kam ihr Wagen, und sie fuhren weg. Die meisten Anwesenden thaten dasselbe; am Ende war ich, mein alter Freund, noch einige Herrn und etwa zehn bis zwölf Damen, von denen ich einige kannte — nur noch übrig. Da sahe ich in einem der Fenster einen sehr eleganten

Strikbeutel liegen. Ich ging hinzu, und da eben wieder eine kleine Gesellschaft von Damen sich entfernen wollte, fragte ich, ob er ihnen gehöre? Nein, mir nicht, mir auch nicht, mir auch nicht — hieß es durch die ganze Gesellschaft. „Halt fest, Vetter! rief der Hauptmann; das ist gar kein übler Fund!" —

Die Gesellschaft betrachtete nun scherzweise den leidigen Strikbeutel, um ein Merkmal auszufinden, woraus man die rechtmäßige Eigenthümerin hätte errathen können. Es war vergebens. „Halt! rief eine kleine muntere Brünette; es knittert — es sind Papiere drin! Aufgemacht! da sehen wir gleich." — Ich griff hastig zu, bat hundertmal um Verzeihung, daß ich es schlechterdings nicht zugeben könnte, Etwas, das ich in Verwahrung genommen, zu spoliiren. Man wurde desto begieriger darnach, ich riß den Strikbeutel weg, verschiedne der eleganten Damenknechte wollten sich dadurch in Gunst setzen, daß sie mir ihn mit Gewalt abnähmen; aber ich hätte eher meine eigenen Taschen, als den von mir hoch in der Höhe gehaltenen Strikbeutel aus-

leeren lassen. Einige von der Gesellschaft wurden sogar etwas empfindlich und spitzig; ich ließ mich das nicht anfechten, und verwahrte mein anvertrautes Gut wie ein Drache. Da kam der Marqueur herein: „Die Frau geheime Räthin von F— schickt her: der Strikbeutel gehört ihr!" — „Ich werde sogleich die Ehre haben, ihn selbst zu übergeben!" rief ich dem Bedienten zu, dem der Marqueur meine Heldenthaten schon erzählt, und der noch vor meiner Ankunft alles getreulich referiert hatte. Ich sahe freylich, wie satyrisch, auch wohl hier und da ironisch sich manches hübsche Gesichtchen verzog, als ich mich der Gesellschaft empfahl: aber mein alter Freund rief mir laut zu: „Du bist ein braver Junge! hast dich wacker gehalten!" Leise sagte er mir noch: „Halt dich nun auch klug! Ihre Gunst hast du durch dies Benehmen auf jeden Fall — mag auch im Sack stecken, was da will! — Aber — vergiß dich nicht! Klug! In der schönen Königin wohnen sie!" —

Ich kam hin. Die Fehde im Saal hatte mich ein wenig in Enthusiasmus gebracht; ich war also weniger verlegen und albern, als ich

sonst wohl würde gewesen seyn. Man nahm mich äußerst gütig auf, der Herr geheime Rath machte von meiner Heldenthat groß Aufhebens, seine Gemalin sprach viel, witzig und angenehm; die bescheidene Jetteline, (so nannte sie die etwas romantische Räthin,) sprach wenig, hatte es auch nicht nöthig. Weiber, wie die Dame vom Hause, erobern plözlich: aber plözliche Eroberungen gehen auch so schnell wieder verlohren! Weiber, wie die sanfte Jetteline, nehmen allmählich ein, dafür bleibt, was sie eingenommen, für immer ihr Eigenthum. Das fühlte ich. Der Herr geheime Rath lud mich zum Abendessen, und ich blieb mit Freuden.

Er erzählte mir seine Krankheitsgeschichte in extenso — „Er spricht, es wäre Etwas von fliegender Gicht — mein Arzt: aber ich meyne, und meine Frau meynt auch, es ist ein bloßer Rhevmatismus“— sagte er. „Und auch der muß durch den Sprudel ganz weg, meynt meine Frau!“ — Er wurde mir herzlich gewogen, als ich ihn so geduldig anhörte, und ihm einige kurze Geschichten von ähnlichen Kranken, die ganz geheilt weggegan-

gen wären, erzählte. Es zeigte wohl von noch mehr Güte gegen mich, daß die Dame ihren Eheherrn so ausführlich und ohne namhafte Unterbrechung erzählen ließ, damit ich Gelegenheit hätte, mir seine Gunst zu erwerben. — Vor dem Weggehen fragte ich wohlbedächtig, ob die Damen gleichfalls die Kur brauchten. — „Ich bin eigentlich nur der Gesellschaft meines lieben Mannes und des Genusses der schönen Natur wegen hier — erwiederte sie; indeß, weil ich einmal hier bin, werde ich einige Tage Neubrunnen trinken!“ —

Ich kam in frohen Sprüngen nach Hause zu meinem alten X— und stattete treulichen Bericht von allem Vorgefallnen ab. „Hmhm! sagte er, und fuhr sich mit der flachen Hand langsam das Gesicht herab — der geheime Rath ist ein bedeutender Geschäftsmann in D—! Indeß ists doch vielleicht gut, daß wir in vier Tagen nach Eger gehen!“ — Ich erschrak. Obgleich ich schon vor geraumer Zeit den Tag selbst hatte bestimmen helfen, so war die schnelle Abreise mir jezt doch eben so überraschend, als unbequem. Ich machte Einwendungen über Einwendungen. — Der

Hauptmann lachte mich aus und blieb dabey; Auf den dreyzehnden früh um fünf Uhr nach Franzenbrunnen! —

Die zwey folgenden Tage fiel trauriges Regenwetter ein. Ich sahe meine Damen weder am Brunnen, noch auf einem Spaziergange — nicht einmal am Fenster, so oft ich auch vor der ominösen schönen Königin vorüberging. Das war ein trauriger Umstand. Der Hauptmann nekte mich — „Spiel' Flöte, mein Vetter! sagte er — F moll!" — Das machte mich noch verdrüßlicher. Endlich den dritten Morgen ging die Sonne in reinster Schönheit auf. Ich war in freudiger Erwartung früher am Neubrunnen, als gewöhnlich. Endlich kamen meine beyden Grazien — aber leider mit einem Schwarm von vornehmen Herrn und Damen umgeben, daß ich Aermster kaum wagte, meinen Morgengruß anzubringen. Dieser wurde jedoch von beyden sehr freundlich aufgenommen. Das gab mir Muth. Ich lauerte ab, als sie von der Promenade einbeugten, um nach dem Theresienbrunnen zum Trinken zu gehen; eilte zur Quelle, nahm unbefangen das Bänkchen, das zum

bequemern Wasserschöpfen dasteht, ein, und trank. Da kamen meine Damen mit ihrem eleganten Gefolge. Die geheime Räthin trat herzu, ich erbat mir mit demüthiger Miene ihren Becher. —

Haben Sie das Aemtchen des Schöpfens übernommen? sagte sie freundlich. Kann es ein angenehmeres und patriarchalischers geben? antwortete ich.

Patriarchalisch —? fiel einer der schönen Herrn, der gern witzig geschienen hätte, ein — Ja wahrhaftig! Patriarchalisch! Aber im alten Testamente schöpften die Töchter des Landes und erquikten ihre Verehrer! Ach, das neue Testament — u. s. w.

So unangenehm mir dies Geschwätz war, indem es mir eine interessantere Wendung, die ich in Bereitschaft hatte, anzubringen unmöglich machte: so hatte es doch das Angenehme für mich, daß die Dame, die keine Gelegenheit vorbeyließ, das zu seyn, was jener Herr scheinen wollte, mich und den Brunnen vergaß, und in scherzhaften Repliken die Stufen hin-

abstieg, ehe ich der bescheidnen Jetteline hatte schöpfen können. Diese blieb also allein zurück. Ich reichte ihr den Becher und zitterte vielleicht ein wenig. —

Wie angenehm und erheiternd muß Ihnen Ihr hiesiger Aufenthalt seyn — begann ich — Sie trank ein wenig, sahe dann einen Blick seitwärts auf mich herunter und fragte:

Wie das — ?

Immer im Genuß so mannichfaltiger, heiterer Gesellschaft —!

Sie trank wieder und sagte dabey lächelnd, ohne mich anzusehen:

Man genießt hier zu viel Wasser —

Aber Wasser, das Geschmack hat —

Nicht immer den angenehmsten! sagte sie, machte ein krauses Gesichtchen, goß den Rest ihres Bechers ins Becken, und hüpfte ihrer Gesellschafterin zu, die eben mit ihrem Zuge bey der Quelle vorbeyging, und einen aufmerksamen Blick dahin warf. Nicht lange darauf gingen beyde fort.

Mir war es nun unter dem Menschen-
drange einsam und öde. Ich suchte meinen
lieben Hauptmann auf, der eben einige Frem-
de einführete, und sie nach Möglichkeit mit den
Kräften und Wirkungen der Quellen bekannt
machte. Es war das sein Lieblingsgeschäft,
wofür er nichts verlangte, als daß man ihm
verstattete, mit den Kritiken des Wassers das
Wasser seiner eignen Krankheitsgeschichte zu-
sammenfließen zu lassen. Die Herrn waren
aus D—, und sprachen dann auch vom gehei-
men Rath F— und dessen Gemalin. — Ich
schwöre Ihnen, sagte der Eine; sie ist, ohn-
geachtet manches üblen Scheins, eine liebe
und herzlich bräve Frau, die auch so manches
ehrlichen guten Mannes Glück durch ihren
Gemal gemacht hat. Man sagt immer, vor-
nehme Leute und große Dichter sind schlechter
als ihr Ruf: bey ihr ist wahrhaftig das Ge-
gentheil. — Ich ließ mir dies nicht entge-
hen. Als wir nach Hause kamen, erhielt ich
eine Karte, durch welche ich von dem geheimen
Rath zum Mittagsessen geladen wurde.

Vor dem Essen sahe ich die Familie auf
der Promenade. Die Dame war sehr umge-

ben. Ich nahete mich, wurde gütig aufgenommen, zog mich aber bald zurück, weil ich in meine Unterhaltung nicht den geringsten Werth sezte, und — weil die zarte Jetteline mit dem alten Herrn und einer alten Dame allein war. Verschiedene von dem Gesellschaftchen speiseten gleichfalls bey F—, die Dame blieb reichlich beschäftigt, ich in Bescheidenheit ziemlich zurükgezogen, Jetteline nicht ganz unzufrieden mit meiner Unterhaltung — wie mir's schien. Nach dem Essen wurde eine Spazierfahrt nach dem Dorfe Hammern beschlossen. Die Wagen kamen. „Die Herren werden sich selbst rangieren!" sagte die Dame. Alles, was jung war, stritt sich scherzweise, in ihren Wagen aufgenommen zu werden; ich hielt es für unartig, an diesem Streite Theil zu nehmen, wollte die Sache abwarten, und freuete mich, als die liebe Jetteline für den zweyten Wagen zurükzubleiben schien. Jezt ließ sich die Dame in den Wagen heben — „Liebe Jetteline, willst du nicht Platz nehmen?" sagte sie sehr freundlich, und machte dem Mädchen Platz. Jetteline hüpfte hinein, ich stand da — einen Dolchstich im Herzen, beschämt, erröthend; zwey Herrn

folgten, der Wagen rollete im Fluge fort. Der geheime Rath, zwey andere Herrn und ich fülleten den zweyten.

Der zweyte Wagen hatte Miethpferde, er konnte dem ersten nicht so schnell folgen. Als wir ankamen, hatte sich die Gesellschaft des ersten schon in zwey artige Hälften gruppiert. Der Herr, welcher um Jettelinen war, schien jezt lebhaftes Interesse an ihr zu nehmen und beschäftigte sie unausgesezt. Ich versäumte indeß nicht die mindeste Gelegenheit, wo ich ihr auch meine Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit zeigen konnte. Gegen die geheime Räthin hingegen fühlte ich eine jezt unüberwindliche Bitterkeit in mir, weil sie gegen mich, wie ich glaubte, boshaft gewesen war. Ich blieb deshalb sehr höflich, aber kalt und zurükgezogen.

Vetter, Vetter! rief der alte Hauptmann, als ich ihm des Abends alles dies erzählte — Wirst du denn in deinem Leben nicht klug?

Wie? fuhr ich auf; machen Sie mir's zum Vorwurf, daß ich nicht gefühllos ge-

gen die Liebenswürdigkeit des sittsamen, bescheidnen Mädchens bin?

Bewahre Gott — !

Oder soll ich die Unmöglichkeit wirklich machen, die Falkenaugen der Räthin so zu hintergehen, daß sie nichts von dem Interesse bemerken, das ich an dem lieben Mädchen nehme?

Warum nicht gar! Die Frau könnte es wissen, wenn du sterblich in sie verliebt wärest, und von ihr eben so geliebt würdest —

So soll ich also gegen die herrschsüchtige Frau gleiche Zärtlichkeit affektieren?

Nun, da kämst du ihr vollends schön — !

Was aber sonst?

Vetter! Vetter! Will denn so eine Frau Zärtlichkeit? Sie lacht sie aus! Ehrerbietigste Aufmerksamkeit, tiefe Verehrung, lebhafte Huldigung will sie! Und diese wäre desto wirksamer, je mehr sie wüßte, du liebtest ihre Freundin! Heute Vormittags — nun da mocht' es drum seyn, daß du zurückbliebst, weil der

Herr Gemal im Nachtrab war. Aber den Mittag mußtest du dich um sie drängen, ihrem Witz, ihrer Unterhaltungsgabe Spielraum schaffen! Und nun vollends nach dem Essen — du mußtest der Erste seyn, der um Platz in ihrem Wagen jedem Fehde bot! Sie hätte dich mit Wohlgefallen aufgenommen, und dein Jettelinchen gleichfalls. Sie hätte dich — darauf verlaß dich heilig — deinem lieben Blondchen gegenüber gesezt! Von deinem Benehmen draußen — da will ich nun lieber gar nichts sagen — —

Der alte invalide Weltmann hielt mir noch eine lange Strafpredigt, deren Hauptgedanke war: Du hättest durch den geheimen Rath, vermittelst seiner Frau, dein Glück machen können; du hast's wahrscheinlich verscherzt! Das allervortheilhafteste, was sie jezt von dir denken kann, ist, daß du einfältig seyst. O Vetter, du kennst die Art Weiber nicht, und, was noch schlimmer ist, hast auch keine Lust sie kennen zu lernen. Wenn das so bleibt, so wird aus dir nimmermehr Etwas, als zum allerhöchsten ein Actuarius! —

Ich ging sehr unruhig und verdrüßlich zu Bett, konnte aber nur wenig schlafen. Ich ärgerte mich — o so innig, daß mein alter Freund recht hatte: aber, anstatt daran zu denken, wie ich mich mehr für die Welt, wie sie nun einmal ist, zu bilden, und, was ich übel gemacht, zu verbessern hätte, schmälte ich auf die Welt, daß sie so wäre, und glaubte es mir selbst schuldig zu seyn, jezt auf dem Wege, worauf ich wider Willen gerathen, straks fortzugehen.

Wir sind ein thörigtes, träges Geschlecht, lieber Freund; grämeln und schmollen unaufhörlich, daß sich die Welt nicht aus ihren Angeln heben und um uns drehen will, daß die Millionen unsrer Brüder und Schwestern nicht so sind, wie wir wollen, daß sie seyn sollen; verlangen Freyheit, um sie zu unsern Sklaven zu machen, wollen uns nach Niemand bequemen, indeß sie alle sich nach uns bequemen sollen, wollen unsern eignen willkührlich erwählten Weg wandeln, indeß sie demüthig unsern Fußtritten nachschleichen sollen; wissen recht gut, daß dies nicht seyn kann, nicht geschehen wird, daß wir darüber einen großen

Theil unsers Lebensglüks und Lebensgenusses verscherzen, aber grämeln doch weiter, opfern dies Glück, diesen Genuß auf, ziehen uns zurück in unsern düstern Winkel, und nennen unsern Eigensinn nun wohl gar, Festigkeit, Grösse, Heroismus, Hinwegsetzung, Erhebung über die gewöhnliche Welt, Stoicismus, Philosophie. — Wir schwazten noch eine feine Weile über die so unendlich schwierige Vereinigung dieses Nachgebens und sich Bequemens mit würdiger Selbstständigkeit und edlem Charakter, oder, was dasselbe ist, der Klugheit mit der Weisheit; fanden, bey genauerer Untersuchung, nicht Unmöglichkeit, aber immer größere Schwierigkeiten der Ausführung, und wurden darüber eins, daß jene von meinem Freunde apostrophierte Trägheit und die leidige Eitelkeit in uns die Haupthindernisse jener heilsamen Vereinigung wären. Dann fuhr mein lieber Amtmann in der Erzählung seiner Abentheuer also fort.

Den folgenden Morgen erschienen die Damen am Neubrunnen, freundlich wie gestern, aber auch umgeben wie gestern. Die gestrige Gelegenheit, ihnen meine Aufmerksam-

keit zu bezeigen, noch einmal benutzen, möcht' ich schon um deswillen nicht, weil eine zum zweytenmal angebrachte Galanterie mir immer so jämmerlich vorgekommen ist, wie ein zum zweytenmal gebrauchtes Bonmot. Ueberdies war jene alberne Grämlichkeit von gestern Abend noch nicht ganz mir aus dem Sinn. Ich spielte also den Vornehmtrauernden — ging auf der einsamsten Terrasse umher, sprach mit wenig Personen, und zwar mit der freundlichen Kürze, welche bald abfertigt, ohne gerade zu beleidigen. Eifersucht mochte wohl auch ihren Antheil an meiner Laune haben, denn Jetteline war in der Gesellschaft des Herrn, der sie auf der gestrigen Spazierfahrt so sehr beschäftigt hatte, und war recht vergnügt in dieser Gesellschaft. Traurig sollte sie seyn, wehmüthig nach mir Einsamen blicken, Sottisen ihrem Begleiter sagen — Ich Thor! —

Endlich hör' ich im Vorübergehen, daß die geheime Räthin zu ihr sagt: „Komm, Kind, wir wollen uns noch ein wenig dort in den Schatten setzen und dann nach Hause gehen.“ — Und es ist das leztemal, daß

du sie hier — ja vielleicht in deinem Leben, siehest! Dies fiel mir schwer aufs Herz, und es ergriff mich eine unbeschreibliche Wehmuth. Die Damen hatten sich auf die Bänke, dem Theresienbrunnen gegenüber, gesezt. „Nur durch Etwas, nur durch die geringste Kleinigkeit möchtest du ihr sagen, welchen Antheil dein Herz an ihr nimmt! Das ist nicht möglich! Nun — giebt es denn nicht wenigstens Etwas, womit du ihr eine kleine Freude machen könntest?“ — Die Musiker hatten ihre Notenpulte nicht weit vom Sitz der Damen. Jetteline hatte neulich eine gewisse Pleylsche Serenate für Blasinstrumente zu einem ihrer Lieblingsstücke erklärt. Ich ging zu den Musikern — unbemerkt, wie ich glaubte und wünschte, und bestellete jene Serenate. Ich war aber doch bemerkt worden, und als die wackern Prager die Musik begannen, und Jetteline sie erkannte, gab sie mir einen vollen Blick des Wohlwollens und der Erkenntlichkeit.

Dieser Blick begeisterte mich und gab mir Muth. Ohne Absicht sprang ich fröhlich die Stufen hinan zur Theresienquelle — Indem ich mir schöpfe, bemerke ich, daß der Bediente

der geheimen Räthin, in tiefem Gespräch mit seinen Kollegen, die Becher seiner Damen auf die Bank gesezt hat, und nicht darauf achtet. Mein Becher war gerade von derselben Art, wie Jettelinens — dieselben Verzierungen, von demselben Fabrikanten; nur daß sie Nummer 27, ich, Nummer 7 hatte. Ich schleiche mich an die Seite, nehme den ihrigen, setze den meinigen dafür hin, und dränge mich nun, mit halb vor Freude, halb vor Furcht klopfendem Herzen, wie ein Dieb, durch die um die Quelle Stehenden. Als ich die Stufen herabkomme, spricht mich ein geschwätziger Pfarrherr an, und nimmt mich so fest, daß ich schlechterdings nicht ausweichen kann. Da kommt die liebe Jetteline herüber, sagt dem Bedienten, er möchte ihr noch einen Becher füllen, nimmt ihn —

„Lieber Christian, das ist ja mein Becher nicht —"

„Freylich, Mamsellchen! freylich ist's Ihr Becher!" —

Ich war auf der Folter, ich zitterte, ich sahe so geängstet zu ihr hinauf — Sie bemerk-

te es nicht, sondern sahe nochmals nach ihrer Nummer —

„Ey ich habe ja hier" — —

Hier traf mich ihr Blick. Ich hielt, indeß der Pfarrherr immer auf mich eindemonstrierte, wie verderblich das hiesige Leben für die Moralität wäre — ihren Becher; ich blikte sie reuig an, machte mit dem Becher eine verstohlne, leise Bewegung gegen meine Brust — Sie errieth meinen Betrug, erröthete, trank langsam, und, wie mir's schien, mit einigem Wohlgeschmack —

„Nun — nichtwahr, es ist der rechte?" sagte Christian.

„Ja ja —!" antwortete sie schnell, indem sie dem Bedienten den Becher zurükgab und eilig zur geheimen Räthin zurükging.

Jezt räumte ich meinem Pfarrherrn seine Ergo's alle ein, eilte triumphierend nach Hause, sang und sprang in der Stube umher, und küßte meinen alten Hauptmann, der einmal über das andere ausrief: Vetter, hat dich denn die Tarantel gestochen?

Nun rüstete ich mich zur Abschieds-visite. Ich traf die beyden Damen allein. Es liegt in meiner Individualität, daß jeder Abschied, auch der geringfügigste, mich sehr schmerzlich ergreift. Immer kettet sich an den Gedanken: auch das ist vorbey — der: bald wird alles vorbey seyn. Wie viel inniger mußte ich jezt gerührt seyn! Ich schien die Damen anzustecken; auch sie waren wenigstens sehr ernsthaft. Die geheime Räthin sprach so vortrefflich, so gefühlvoll, daß ich erstaunte, und sie im Herzen hundertmal um Verzeihung bat, wegen eines gewissen vorurtheilsvollen Mißtrauens, das ich, dieser Welt ganz Unkundiger, immer gegen sie gehegt hatte.

„Das Leben in einem Bade — sagte ich „— gleicht es nicht unserm ganzen Leben „auf dieser Erde?"

„Allerdings, erwiderte sie; der Vergleich lies-„se sich vielleicht weit ausspinnen. Wir kom-„men an — nur von sehr wenigen bemerkt, „gekannt, geliebt. Der Kreis unsrer Bekannt-„schaften erweitert sich bald; man scherzt, man „tändelt, man amüsiert sich mit uns. Wir las-„sen uns das Spiel wohlgefallen — eine kur-

„ze Zeit. Dann kommen wir mehr zum Be„wußtseyn, zum Selbstgefühl. Wir wollen „beträchtlichere Rollen, reißen sie an uns, spie„len sie, mit abwechselndem Glück, unter „zahlreichem Personale und vor einem großen „Publikum. Aber gar bald werden wir die„ses — Schauspielerlebens überdrüßig. Wir „suchten Genuß, und fanden — Erfah„rung. Jezt ziehen wir uns, vermöge der „menschlichen Eigenheit, nur von Extrem zu „Extrem, und dann erst zur glüklichen Mittel„straße überzugehen — in uns selbst und unsre „Einsamkeit zurück; leiden da mit der Zeit „an Langweile, und schließen uns nun an eine „auserwählte Gesellschaft an. Jezt fin„den wir uns erst in das rechte Leben: da „steht unvermuthet der Abschiedstag da, und „wir müssen hinweg — von der Erde, wie „aus dem Bade“.

„Und sehen uns vielleicht nie wie„der“ —

sagte die sanfte Jetteline wehmüthig — und mit wankender Stimme.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht! fuhr „die geheime Räthin gefühlvoll lächelnd

„fort — Indeß ist es wenigstens klüger,
„wir hoffen das Erste: komme es dann,
„wie es wolle, so wird uns doch der Abschied dadurch erleichtert.“ — —

Was könnten solche Weiber aus der großen Welt, im edlern Sinne des Worts, seyn, wenn sie es immer seyn wollten — dachte ich, und denke es noch.

Da kam der alte geheime Rath herein. Für diesen waren nun freylich dergleichen Unterhaltungen nicht. Seine Gemalin brach dies Gespräch nicht ab, gab ihm aber doch eine gemeine, und solche Wendung, daß er theilnehmen konnte und mochte. Es kam eine von den Bekanntinnen der geheimen Räthin; mit dieser gingen die Damen nach einer Weile in ein anderes Zimmer, um ihr einige eingekaufte Galanterien zu zeigen. Der alte Herr nahm mich indessen bey Seite —

Lieber Herr Rieder, sagte er; es hat mich, und meine Frau auch, herzlich gefreuet, in Ihnen so einen braven jungen Mann kennen gelernt zu haben. Sie haben sich sogar um mich, und besonders auch um meine Frau,

durch jene Geschichte mit dem Strikbeutel, ein wahres Verdienst erworben: denn es waren Briefe darin von — von ihrer Schwester in H—, sagt meine Frau; und so Etwas läßt man doch nicht gern unter andere Leute kommen. Wir sind Landsleute — Ich wünschte wohl, Etwas zu Ihrem Glücke beytragen zu können. Wollen Sie mir Gelegenheit geben? Es würde mir ein Vergnügen seyn, und meiner Frau auch. Können Sie mir Etwas von Ihren Angelegenheiten mittheilen?

Ich schilderte ihm in der Kürze meine Lage; gestand ihm, daß ich ohne alle feste Bestimmung, ja ohne Aussicht wäre, und wie ich mir nichts mehr wünschte, als einen bestimmten Beruf, ein, wenn auch noch so kleines Amt zu haben.

Nun dafür wollen wir sorgen — erwiderte er, und notierte sich meinen Namen, meinen Wohnort und meine Wünsche in sein Taschenbuch. Das wird mich an Sie erinnern, fuhr er fort; auch will ichs meiner Frau ausdrüklich auftragen, dasselbe zu thun.

Hier kamen die Damen aus dem Nebenzimmer zurück. Ich hoffte, die Fremde würde

sich empfehlen, aber sie sezte sich nun erst recht fest, und begann eine so umständliche Schilderung des gestrigen großen Balls, wobey die geheime Räthin nicht gewesen war, daß sich das Ende gar nicht absehen ließ. Ich mußte mich also empfehlen; und die Lebhaftigkeit, mit welcher die geheime Räthin an den Details der Erzählerin Theil nahm, machte mich albernen Menschen beynahe wieder irre an ihr. Ihr Abschied von mir war kurz, aber ungezwungen und wohlwollend. Bey meinem Gehen blieb sie im Zimmer bey ihrer Freundin, aber der geheime Rath und — auch die liebliche Jetteline begleiteten mich heraus. Wie gern hätte ich dem Ersten seiner Höflichkeit entbunden! Ach, wenn du dem holden Mädchen doch nur ein einziges Lebewohl allein sagen könntest! — dachte ich. Da blizte mir ein Gedanke durch den Kopf —

„Ach, ich habe ja von der lieben kleinen Emilie noch nicht Abschied genommen!" sagte ich, als der geheime Rath eben zurükkehren wollte. Emilie war die vierjährige Tochter der geheimen Räthin, und hielt sich gewöhnlich mit ihrer Wärterin, wie ich wußte, in

Jettelinens Zimmer auf. Beym lezten Worte eilte ich schon auf dies Zimmer zu, der geheime Rath blieb glüklich in der Entfernung stehen, Jetteline kam erröthend mir nach —: da wollte der Zufall, daß gerade das Kind jezt aus seiner Stube kommen mußte! Traurig küßte ich es und ging.

Ich befand mich in einer seltsamen Stimmung — so froh, weil ich hoffte, ich sey dem besten Mädchen nicht ganz gleichgültig, und so traurig, weil ich fürchtete, ich habe sie vielleicht zum leztenmal gesehen! Mein alter Freund quälte mich bey Tische mit seiner frohen Laune: Vetter, sagte er; dir haben sie's gar garstig angethan! Weißt du wohl, was du gegessen hast? Nein; weißt's nicht! Hängst's Köpfchen und machst ein Schippchen! Pfuy! Komm, das Glas her! Deine Geliebte —! Oder sind's ihrer mehrere? Nun so bleiben wir beym alten Motto, das diesen Punkt unberührt läßt: Was wir lieben! — So ging es fort, und ich wäre lieber in eine Höhle geflohen, um einsam meinen Grillen nachzuhängen.

Den Nachmittag wollte ich alle meine hiesigen Lieblingsplätzchen noch einmal besuchen

und von ihnen Abschied nehmen. Ach, es that mir so wehe — so sehr wehe! Du möchtest noch hier bleiben, und kannst nicht; solltest noch hier bleiben, und mußt fort — das war's, was tausendmal in mir erklang. So schlich ich auf den Schlangenwegen des Hammerbergs fort nach dem „Siz der Freundschaft," wo so manche Stunde glüklich von mir verträumt worden war. Hier hatten oft die Felsen zu meiner Linken meinen Träumen Erhebung und Kraft, die plätschernde Töpel zu meiner Rechten ihnen Besänftigung und Milde, der hehre, schwarze, dumpfrauschende Wald über dem Gewässer Ernst und Feyerlichkeit gegeben. Hier hatt' ich Luftschlösser aus nichtigen Wünschen und verwegnen Hoffnungen erbauet, und wenn ich sie erkannte, mich nur desto inbrünstiger an sie gehangen, um sie doch einige Minuten fest zu halten! Hier hatte ich ausgeklügelt, was ich alles noch in der Welt schaffen, durch was alles ich meinen Brüdern nützen, meinen Namen ihnen werth machen und so mir ein sanftes Sterbelager bereiten wollte; und wenn ich dann an die Vergangenheit dachte, wie so weniges von dem besten, was ich gewollt, geschehen, wie so

gar nichts ich der Welt geworden sey, und wie nun ein Theil des Lebens nach dem andern, wenig gebraucht, noch weniger genossen dahinströmte und nie wiederkomme, wie der Fluß zu meinen Füßen: dann hätt' ich mich aus dem Winkelchen meines steinernen Sitzes aufreißen und den Fluß aufhalten mögen, und so wie ihn, das Leben —. Das alles stand nun jezt konzentriert und magisch gruppiert vor meiner Seele, als ich den Berg, dem erquikenden Sitz der Freundschaft gegenüber, herabstieg. Sehr natürlich, daß ich dabey nicht um mich her sahe, und so vor diesem Ruheplätzchen und — vor der geheimen Räthin, Jettelinen, und der Freundin der erstern, welche mich heute früh getroffen, stand.

Ich war verlegen, verblüfft; und die Damen lachten mich aus —

Wir haben ie längst da herunterklettern gesehen — begann die geheime Räthin; sie müssen einen Satz der spekulativen Philosophie verhandelt haben, so ernsthaft und in sich selbst vertieft sahen Sie aus —

Errathen, meine gnädge Frau — erwiderte ich etwas trübselig; ich dachte eben über — Raum und Zeit —

Nun, ich dächte ohnmaßgeblich — fiel sie ein; Sie gebrauchten vor der Hand lieber Raum und Zeit, als daß Sie darüber philosophierten. Sehen Sie, hier ist Raum für Sie zum Sitzen, auf diesem Felsenstück; und Zeit, noch ein Stündchen mit uns hier zu verweilen, werden Sie ja auch haben. Die Sonne stehet noch hoch — —

Die Laune, in welcher ich mich befand, duldet keine Uebergänge. Man muß entweder bleiben, wie man ist, oder zur freyesten Lustigkeit überspringen. Die Damen waren sehr heiter, sie stekten mich an, und dies schien ihnen eben recht. Wir schwazten nun gar mancherley in Scherz und Fröhlichkeit.

Wissen Sie aber, daß dieser unser Spaziergang eigentlich noch eine ganz besondere Absicht hatte? — sagte unter andern die geheime Räthin.

Nein! und welche — wenn ich sie wissen darf?

Wir waren von der hier gangbaren Verewigungssucht seines werthen Ichs ergriffen wor-

den, und wollten irgendwo unsere Namen — aber verstekt, anbringen. Ich habe das gern: wenn ich dann an einen solchen Ort wiederkomme, erwachen bey dem wiederentdekten Namen die Bilder von alle dem in mir, was damals mir interessant war.

Und warum wollen Sie Ihr Vorhaben nicht ausführen?

Weil wir kein hübsches Pläzchen mehr finden! Sehen Sie nur — wie Komödienzettel hängen die pomphaften oder wässerigen Epigrammen und Sonnette und Stanzen überall umher.

Die Frau geheime Räthin hatte einen Einfall — begann Jetteline —

Der aber, wie mehrere ihrer Einfälle, nicht zu realisieren ist — fiel sie ein —

Und welchen? fragte ich.

Sehen Sie dort mitten in der Töpel die zwey großen Felsenstücke? Die mächtige Hand der Zeit muß sie dort vom Berge losgerissen und hieher gestürzt haben — da wollte ich ständen

die Anfangsbuchstaben unsrer Namen; nichts weiter. Aber wie will man hinüber kommen? Unser Christian muß also seinen Meisel und Schlägel unverrichteter Sache wieder mit nach Hause nehmen.

Die geheime Räthin war mir seit heute früh so interessant und achtungswürdig geworden, die Ausführung des Einfalls war nicht nur ihr, sondern, wie ich sahe, aller Wunsch —: ich betrachtete mir die Gelegenheit. Eine Menge großer Steine, welche im Bette des Flusses lagen, und so ziemlich eine Reihe Ruhe- oder Ankommenspunkte für einen mäßigen Springer abgeben konnten, bildeten einen Weg zu jenen Felsenstücken, welcher fast gar nicht gefährlich, und für mich, der ich im Reisekleide und Stiefeln und ziemlich sicher im Klettern und Springen war, nicht einmal in namhaftem Grade beschwerlich seyn konnte. Ich nahm also, ohne weitere Vorrede, dem alten Christian sein Handwerkszeug ab, und sezte mich in Marsch auf meine Wassertour. Die Frauenzimmer riefen, wollten mich aufhalten, prophezeiheten mir Unglück —

Wünschen Sie mir lieber eine glükliche Reise, als daß Sie mir solche ominöse Worte

zurufen — sagte ich lachend, kam glüklich an, stand, bis fast an die Kniee, im Wasser, und arbeitete die Buchstaben in den ziemlich weichen Sandstein. Jezt war das Werk zu Stande und man hatte Freude darüber. Es standen eine Menge schöner Vergißmeinnicht um die Steine her. Ich pflükte, hüpfte glüklich herüber, präsentierte meine Blumen den Damen, sie langten zu, ließen mir aber auch mein Antheil. Jedes band sich einen Strauß davon. Die geheime Räthin, die nun die Rükkehr, aber auf dem kleinen Umwege über den Lorenzo vorschlug, war erkenntlich gegen meine Gefälligkeit. O wie richtig hatte mein alter invalider Freund über sie geurtheilt! Sie ging mit ihrer Freundin voraus, und beschäftigte diese so, daß wir Nachfolgenden — ich und Jetteline — uns besonders und unbemerkt unterhalten konnten. Diese Unterhaltung, die nichts weniger, als uns selbst betraf, zeigte mir Jettelinens ausgebildeten Verstand und zartes, unverstimmtes Gefühl so deutlich, daß meine Hochachtung, aber auch meine Zärtlichkeit gegen sie um ein Großes erhöhet werden mußte. O wie himmelweit waren meine Gefühle für die Bescheidene von den ehemaligen

Gefühlen gegen die kokette Z— verschieden! — Wenn sich mein Geist, sobald er zum Bewußtseyn gelangte, bey jenen ehemaligen, in Beschämung darniedergedrükt, oder wohl auch zu einer Art von Grimm gegen sich selbst und Verzweiflung aufgerissen fühlte; so empfand er bey den gegenwärtigen, Erhebung, seelige Ruhe in seiner Erhebung, Kraft, Muth. Wenn Jetteline dich so liebte, wie du sie; wenn sie die Deinige werden wollte: ach, womit wolltest du nicht dies Glück erkaufen! wie wolltest du arbeiten — unermüdet, Tag und Nacht — um dieses Glück zu erringen, und dann deines geliebten Weibes Wünsche zu erfüllen! Das wiederholte ich mir hundertmal.

Wir kamen auf den Lorenzberg. So bequem der Weg über ihn ist, so war doch, durch zweytägige Hitze und Trockenheit, der Pfad so dürre, daß man oft auf seinen kleinen Steinchen ein Stück zurükgleitete. Das machte meine Damen ängstlich; gleichwohl wollten sie aus Heroismus nicht zurükkehren, und so zog denn die Karavane, unter manchem lauten Schrey und manchem frohen Gelächter, weiter. Endlich kamen wir an einen kleinen

Abhang, wo ein leichter Sprung nöthig war. Ich sprang voraus, half den Damen und fing sie auf. Die geheime Räthin war überall, folglich auch hier, die Erste. Sie sprang ziemlich getrost, und so leicht, daß ich sie beynahe gar nicht unterstützen konnte. Mit ihrer Freundin ging es gleichfalls ziemlich gut. Aber die überhaupt etwas furchtsame, durch den bisherigen Weg noch mehr schüchtern gemachte Jetteline zögerte. Sie wollte, so weit als möglich, vortreten, fußte besorglich, das Erdreich wich, sie glitt aus, fiel mit einem Schrey vorwärts. — Ich fing sie erschrocken auf, sie war in meine Arme gesunken, und so, daß, weil ich ein beträchtliches tiefer stand, ihre Brust über meiner Schulter, ihr Herz an meiner Achsel ruhete. Mit einem Schauer des Entzückens drükte ich sie so an mich, trug die süße Last ein Stück weiter an dem schroffen Abhang hin bis zur kleinen Kapelle des Heiligen. Hier sezte sie sich auf den Rasen, erholte sich bald wieder, scherzte, doch mit entzückender Verwirrung, über ihren Unfall, und ich stand vor ihr, in ihren Anblick verlohren, meiner selbst und der ganzen übrigen Welt vergessend. Mein Gesicht glühete, mein

Blut drang pressend zum Herzen. Die geheime Räthin dachte und fühlte viel zu fein, als daß sie sich hätte merken lassen sollen, wie richtig sie unsre Verhältnisse übersahe. Sie schwazte von dem und jenem, trieb zum Weitergehen, und so zogen wir, in voriger Ordnung, davon.

Jetteline schlug die Augen nieder, schwieg; ich sahe sie zuweilen ängstlich an, und vermochte gleichfalls nicht zu sprechen. So kamen wir zu der leidigen „schönen Konigin.“ Es mußte Abschied genommen werden, und — ach, nicht nur auf heute. Morgen sollte ich fort, sollte sie vielleicht nie wiedersehn! Die geheime Räthin sagte mir ein kurzes freundliches Lebewohl; eine Thräne, die ich vergebens zurükzupressen versuchte, im Auge, küßte ich dann Jettelinens Hand, und vermochte ihr auch nicht ein so kurzes Lebewohl zu sagen. So schieden wir, und sie ging, mit ihrer Gesellschaft, die Treppe hinauf.

Im gewaltsamen Sturme meiner Gefühle eilte ich noch einmal nach der Promenade; lief, unstät wie Kain, hierhin, dorthin, und

achtete auf nichts. Es wurde dunkel. Ich ging zurück nach der Wiese, sezte mich unter die Linden, Jettelinens Hause gegenüber, um sie vielleicht noch einmal zu sehen. Ich bemerkte, daß mehrere Personen im Zimmer waren, auch Herren — die Erwünschte sahe ich nicht. Endlich kam sie doch an's Fenster, that einen Blick durch die Scheiben, entdekte mich, und zog den Blick nur langsam zurück, als ein mir Unbekannter zu ihr trat. Sie mußte sehr genau beobachtet und mit Gewalt in die Gesellschaft gezwungen werden. Sie ging weg. Ich sahe an den Lichtern, die man jezt schon im zweyten Zimmer anzündete, daß die Tafel fertig war, und an den Schatten, welche an die Fenster fielen, daß man jezt zur Tafel hinüberging. Jezt muß sie auch mit — sagte ich in tiefster Wehmuth zu mir selbst; und du siehest sie nun nicht wieder. Indem öffnete eine weiße Hand das Fenster im ersten dunkeln Zimmer. Jetteline, die sich noch einen Augenblick weggestohlen hatte, war es; ich erkannte sie, obschon sie nicht heraussahe. Sie sezte schnell etwas vor das Fenster, machte dieses wieder zu und eilte in das andere Zimmer. Mit Hülfe meines Glases erkannte

ichs — es war der Vergißmeinnicht-strauß, den sie vorhin von mir erhalten; er war in Wasser gesezt, und zwar in den Becher, der ehemals auch mein gewesen, und den ich am Brunnen mit dem ihrigen verwechselt hatte.

Dich nicht vergessen? Dich —? Nein, ich vergesse Dich nicht, holde, liebe Seele — rief ich, vielleicht halblaut; immer und ewig nicht! Gedenke nur auch Du meiner! — Nun ging ich so glüklich, als ein Sterblicher es nur werden kann, nach Hause. Ja, sie liebt auch mich — sagte ich mir; sie will meiner gedenken, sonst würde sie es nicht von mir wünschen! —

Das war die Badeanekdote, die ich Dir mit geschwätziger Ausführlichkeit mittheilen wollte, liebster Freund — fuhr mein wackerer Amtmann fort. Nun aber wieder kürzer! In Franzenbrunnen, dieser von Menschen so freundlich und anmuthig, von der Natur so grämlich und rauh behandelten Kolonie — lebt man stiller, häuslicher, traulicher, weit weniger in Geräusch und Zerstreuung. Das

that meinem Herzen wohl, drükte aber jene Neigung nur desto tiefer in meine Seele. Hier wurde ich auch noch vertrauter und inniger mit meinem alten wackern Hauptmann. Ich bin nie mit einem alten, Er war nie mit einem jungen Mann so ganz Eine Seele gewesen. Er bemerkte die Veränderung an und in mir, glaubte aber, sie werde nicht von Dauer seyn und schwieg darüber. Da er aber sahe, daß er sich in jener Erwartung getäuscht hatte, fragte er theilnehmend und ernsthaft. Fern war es von mir, einem so redlichen Freunde irgend Etwas zu verheelen; ich freuete mich vielmehr, Jemand zu haben, dem ich mich ganz mittheilen könnte und dürfte. Er hörte mich aufmerksam an, dann sagte er:

Vetter, das ist ernsthafter, als ich gedacht hatte. Ich kann und darf dir nicht rathen, das Vergangene aus deinem Herzen zu reissen: du würdest dies gar zu übel verwunden. Und warum solltest du es? Es giebt ja andern, sehr natürlichen Rath —

Was? Was? fuhr ich auf.

Du mußt sie heyrathen —

Ich — ? seufzte ich.

Wer denn sonst? Sie hat mir so wohl gefallen; alles, was ich von ihr gehört habe, ist so äußerst vortheilhaft für sie, daß ich sie heyrathen würde, wenn ich dreyßig Jahre jünger wäre und sie mich möchte — Aber ich sehe, wo dich der Schuh drükt! Um zu heyrathen muß man Brod und ein anständiges Etablissement haben. Nun so mach' Anstalt dazu! Bereite dich eifrig darauf, und treibe dann an deinem geheimen Rathe; ich will auch schon an andern Flekchen anbauen, wo ich weiß, daß ich Etwas vermag —

Ich fiel ihm um den Hals, ich war außer mir vor Freude —

Nunu, Närrchen — sagte er, mit einer Thräne im Auge — drück' mich nicht todt! Was ist denn das weiter? Wie lange wird's noch dauern, so blasen sie mir: Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt — Ich muß mich also dazuhalten, wenn ich noch etwas Vernünftiges und Gutes auf Erden schaffen will. Ich bin nun einmal, leider, wie dort Melchisedek, ohne Vater, Mutter, Kinder, Brüder

und Schwestern; die Natur hat nichts zunächst an mein Herz geworfen — nun, so muß ich selbst gute Menschen daran ziehen. Sey du nur unbesorgt; thue das Deine, ich will das Meine auch thun — —

Ich ging nach unserer Zurückkunft mit allem Eifer an das Studium meiner sogenannten Brodwissenschaft, mein Freund suchte und sondierte hin und her: da wurde die Stelle eines Aktuarius in meinem jetzigen Amte offen —

Halt beym geheimen Rath drum an — sagte mein alter Freund; es ist ein Anfang! Dies Aemtchen geben sie dir gern, und dabey brauchst du mich nicht einmal. Ich kann mit meinem Succurs auf etwas Wichtigers im Hinterhalte lauern —

Ich bekam die Stelle. Nun erst wagte ichs, an Jettelinen zu schreiben. Ich bekam sehr freundschaftliche Antwort. Wir schrieben uns nun öfter und immer öfter, wurden in unsern Briefen vertrauter und immer vertrauter: endlich bot ich ihr den Mitgenuß meines freylich sehr mäßigen Glücks und meine Hand

an. Das liebe Mädchen verschmähete sie nicht, nahm sie mit offenbarer inniger Freude, mit den süßesten Hoffnungen und edelsten Vorsätzen an. Mein alter Freund freuete sich so herzlich und uneigennützig, wie ein Kind —

Mach fort, Vetter! Frisch zur Hochzeit! Ich statte dir die Braut aus, und auf meinem Gütchen müßt ihr euch trauen lassen! —

Schon wollte ich nach D—, zu meiner geliebten Braut, als ein trauriges Hinderniß mich zurückhielt. Du erinnerst dich des damaligen Bauernauflaufs in dieser Gegend — hast ja wohl davon gehört oder gelesen. Durch die öffentlichen Blätter machten wir freylich die Sache so klein und unbedeutend, als möglich; ich versichere dich aber, daß sie sehr wichtig war und äußerst gefährlich werden konnte. Mein Amtmann gedachte sich bey der Regierung in Gunst zu setzen, und schlug mit Blitz und Donner drein. Aber der Blitz zündete nur noch mehr, und der Donner wurde verlacht. Er mußte flüchten, und dadurch wurde der aufgereizte Haufen übermüthig. Ich blieb. Ich that mit den Anführern freund-

sich, sie hofften, daß ich förmlich zu ihnen über-treten würde. Ich ließ sie eine Zeitlang bey dem Wahne, gewann dadurch ihr Zutrauen, erfuhr ihre Verbindungen und Plane; Ansehen sich unter solchen Leuten zu verschaffen, ist nicht eben schwer, und gelang mir vollkommen. Jezt nahm ich die Gelegenheit wahr, ließ die Anführer zu mir kommen, gab ihnen zu, daß sie in verschiednen ihrer Forderungen — sie betrafen vornehmlich die schändliche Wildhegerey, und das Nagen und Aussaugen der Gedrükten durch ihre Gerichtspersonen — recht hätten, aber durchaus nicht in der Art, wie sie sie durchsetzen wollten. Ich zeigte ihnen, daß die Regierung gerade um dieser Art des Forderns willen alles abschlagen und alle Kräfte aufbieten würde, sie noch enger in die alten Fesseln zu schlagen; ich machte ihnen begreiflich, wie schwach ihre Kräfte gegen die Macht des Fürsten und seines Militairs, wie groß daher ihre Gefahr sey; ich schilderte ihnen unsern wahrhaftig gütigen, wohlwollenden Fürsten, wie er ist, behauptete, daß es nur darauf ankomme, ihn selbst von der wahren Lage der Uebelstände zu unterrichten, versprach, schwor ihnen zu, dies zu übernehmen, und verhieß

ihnen heilig, daß er die wirklich üblen und einer Abänderung fähigen Dinge, von denen er gewiß nicht eine Sylbe wisse, gar gern und sogleich abändern werde. Da ich sie erschüttert und verlegen sahe, wendete ich mich an ihr Gefühl, beschwor sie bey dem Glück ihrer Weiber und Kinder, nur einen Monat lang Ruhe zu halten, mich in die Residenz reisen zu lassen, und die Entscheidung der Regierung auf meinen Bericht ruhig abzuwarten.

Dies gelang. Sie schworen mir zu, diesem Rathe zu folgen. Ich reisete unverzüglich mit zwey verständigen Männern aus ihnen nach der Residenz, und eine Menge der Unruhigen begleitete mich ein Stück Weges im Triumph. Sobald ich angekommen war, ging ich zum Minister. Dieser ist nun freylich einer von den Richtern, die, wie dort steht, sich vor Gott nicht fürchten und vor keinem Menschen scheuen; aber die damals überall verbreitete Furchtsamkeit machte, daß er mich sehr gut aufnahm, die Sache dem Fürsten vortrug, und von diesem, nicht nur allgemeine Versprechen, welche bey einmal eingerissenem Mistrauen nichts helfen —

sondern sogleich Anordnungen zur nähern Untersuchung und Abstellung der Uebelstände zurükbrachte. Man untersuchte, man fand meine Berichte wahr, mein Benehmen gut; man stellete die drückendsten und schreyendsten Uebel ab. Alles war nun ruhig, alles zufrieden, alles schwor dem guten Fürsten von neuem Anhänglichkeit und Treue. Mein Amtmann, den man sich mit Recht zurükzubringen nicht getrauete, wurde in ein anderes entferntes Amt versezt; ich bekam — wie es im Rescript hieß — zum Lohne meines getreuen und klugen Benehmens, sein Amt.

Nun konnte ich mit Anstand vor meiner Jetteline auftreten, nun konnte ich der Holden, die mein so gar kleines Glück nicht verschmähet hatte, ein beträchtlicheres anbieten. Darum — darum machte dies mich so froh, so himmlisch froh! Hätte ich ein Königreich gehabt, um es ihr darzubringen! Kein Wort von meinem Empfang, kein Wort von meiner Verheyrathung auf des alten Freundes Gute, kein Wort von meinem nachherigen Glück! Dergleichen Schilderungen bleiben so gar tief

unter der Wahrheit, daß ich keine hören, wie viel weniger sie selbst geben mag.

So lebten wir ein Jahr in unserm Mittelstädtchen, wo der Sitz des Amts ist, zwey Meilen vom Gute des Hauptmanns, der sich fast mehr bey uns, als dort aufhielt, und unsre Freuden um nicht ein Geringes vermehrte. Da gebahr mir meine Jetteline meinen Karl. Meine Freude — — Sieh, noch jezt Freudenthränen — nur bey der Erzählung! Wir schikten dem Hauptmann einen Gevatterbrief; wie fröhlich nahm er ihn auf! Er wurde meines Karls Pathe, unter der Bedingung, daß er der einzige Pathe wäre. „Der Junge soll, im Nothfall, an mich sich wenden, und nicht mit gleichem Rechte auch an Jemand anders —!" sagte er. Seine ganze Seele hing an dem Buben. Wo ist mein Pathe? war immer die erste Frage, wenn er kam. Er schleppte sich dann mit ihm, sang ihm vor, schaukelte ihn auf seinen Knieen, ließ sich von ihm seine weißen Locken zerzausen, und konnte sich nicht satt lachen, wenn der Kleine seine Nase als Handhabe, oder als Steuer brauchte, um sein Gesicht ihm zuzudre-

hen, wenn es im Gespräch eine Minute zu Jemand anders gekehrt war — kurz, er spielte die Rolle des Großvaters meisterlich und von ganzer Seele.

Mein Karl war Etwas über ein Jahr alt und lernte eben meinen und seines lieben Pathen Namen lallen, als ich durch einen reitenden Boten eilig zu meinem alten Freunde gefordert wurde. Ich kam in ein Trauerhaus. Ein Schlag hatte ihn ganz unvermuthet getroffen, er lag da – gelähmt, starr, aber bey voller Besinnung und in Ruhe und Freudigkeit. Sprechen konnte er nur mit vieler Anstrengung. Der Pfarrer, der Arzt und seine Dienstboten waren um ihn. Es war ein herzerschütternder, aber auch herzerhebender Anblick, wie die leztern, gleich Kindern um das Bett ihres Vaters, standen, jeden Blick, jeden Athemzug belauschten, einander mit täuschendem Troste aufrichten wollten — „Nein, Gottfried, die Augen sehen noch so klar —" „Ja, Marie, und er holt auch noch so frisch Athem —" „Ach, der liebe Gott würde ja das nicht an uns thun! Einen solchen Herrn kriegten wir in unserm Leben nicht wie-

der!“— Und jedes fühlte, indem es dem Andern solche Bemerkungen zuflüsterte, daß es sich und den Andern täuschte. Ich sahe hier, daß man gegen Dienstboten nur Mensch und Mann seyn müsse, so sind sie auch Menschen und Untergebne. Der Kranke hörte mit aller Geduld, was ihm der Pfarrer wohlmeynend, wenn auch nicht wohlbedächtig, vorsagte. Jezt entdekte er mich, und winkte mir freundlich. Ich sezte mich an die andere Seite seines Bettes. Er nahm meine Hand, und sagte gebrochen zum Pfarrer: Jezt, guter Herr Pfarrer, sprechen Sie mir noch einmal das alte Kernlied: Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut — vor! — Gerade das? fragte der Pfarrer verwundert. Ja, erwiderte der Kranke; es hat mich in frohen Tagen oft erquikt, in traurigen, belebt und aufgerichtet: jezt soll es mich im Tode stärken und erheben! — Der Pfarrer sprach das Lied langsam. Der Kranke sprach es mit vollem Gefühl im Geiste nach, seine Miene und der mit dem Inhalt wechselnde Ausdruck derselben zeigte es. Bey dem Verse: Es danken dir die Himmelsheer — funkelten seine Augen mit neuem Glanze, und er drükte meine Hand,

die in der seinigen ruhete. Bey den Worten des lezten Verses: Der Herr hat alles recht bedacht, und alles, alles wohl gemacht — preßte er meine Hand zwischen seine beyden kalten Hände, erhob sie, ein krampfigtes Zucken durchfuhr ihn, er sank zurück und war entschlummert. Friede seiner Asche und heiliges Andenken dem Edlen! —

Mein Freund hielt eine lange Pause, ehe er also beschloß: Bey der Eröffnung seines Testaments fand man folgende Verordnungen. Meine weitläuftigen Verwandten bekommen mein baares Vermögen — ich habe stets ihrer mit Wohlwollen gedacht, obschon sie sich um mich nicht bekümmert haben; meine Dienstboten erhalten Lohn und Kost auf ein Jahr, und jedes hundert Thaler zu seinem weitern Fortkommen, mein alter treuer Gottfried aber noch vorzugsweise meine kleine Garderobbe und Wäsche; meinen kleinen Pathen Karl Rieder setze ich zum Erben dieses meines Landgutes ein, doch unter der ausdrüklichen Bedingung, daß er nicht eher Etwas davon erfährt, bis er mündig wird — damit er sich nicht den Neid seiner Geschwister zuziehet, sich nicht seines

Vorzugs überhebt, und sich nicht darauf stüzt, sondern durch sich selbst ein geschikter und wackerer Mann wird. Bis dahin ist sein Vater Besitzer des Gutes.

Sieh, lieber Freund, so bin ich nur Interimseigenthümer dieses Hauses. Du siehest nun selbst, daß ich die Wahrheit sagte, als ich erklärte, eine Bärenraupe, ein Strikbeutel, ein Vergißmeinnichtstrauß und ein Gevatterbrief haben mein Glück in der Welt gemacht. Jezt lebe ich durch mein Weib, meine Kinder und mein Herz so glüklich — so glüklich — — Da kam seine liebe Jetteline von ihrem Besuche zurück und trat mit den Kindern herein. Mein guter Amtmann ging ihr begeistert entgegen, drükte sie mit Rührung an seine Brust, küßte die Kleinen, die ihm ein Stükchen Zuckerbrod mitbrachten — und ich machte indeß die tiefe und unerhörte Bemerkung, daß oft die geringsten Kleinigkeiten über das menschliche Glück entscheiden, daß man aber Klugheit genug besitzen müsse, um jene Winke des Schiksals zu verstehen, und Gewandheit genug, sie nicht ungenuzt zu verträumen.

II.

Ueber den Stolz.

Non ut dicatur quid, ſed ne taceatur.

AUGUSTIN.

Ueber den Stolz.

Der Vergleich des Menschenlebens mit einem Jahre ist sehr gemein, aber auch sehr treffend. Jeder Hauptabschnitt des Jahres hat seinen besondern, wesentlich unabänderlichen Charakter; jeder Hauptabschnitt des Lebens hat ihn gleichfalls. An der Hand des Frühlings schwebt die Kindheit daher; jener kennbar durch anfänglich nur versuchte zarte Entwickelung, mildes, freundliches Erwachen aus dem Winterschlafe, und dann durch anmuthige Blumen und vielversprechende Blüthen: diese kennbar durch anfänglich nur versuchtes zartes Erwachen der Kräfte, dann durch anmuthige, vielversprechende Entwickelung derselben, und

schon durch manche liebliche Blüthe der Naivetät u. d. gl. Flüchtigen Schritts folgt ihnen der Sommer, die Jugend am Arm. Der erste hat mehr Blumen, außer den Gärten, und zarte Früchte, mehr für die Leckerey, als für die Nahrung; Früchte, die sich auch nicht lange halten: die zweyte besitzt Liebenswürdigkeit, frühe flüchtige, aber süße Liebe, Thätigkeit, Eifer, mehr als Würkung der Laune und äußerer Antriebe, denn als Würkung freyen Entschlusses; Thätigkeit ohne festes Ausharren. Ernster und kräftig schreiten nun Herbst und Mannheit heran. Jener hat erst auch noch Blumen, zwar weniger zarte, nicht so süß duftende, aber auch länger dauernde; er hat Früchte — Früchte in Menge, zwar weniger appetitliche und erquickliche, aber nahrhaftere und die sich lange halten; endlich verbreitet er ein nochmaliges helles, wenn auch kurzes Aufblühen über die ganze Natur, und alles verwandelt sich, freylich in ziemlich grellen Farben — diese, die Jahre des Mannes und der Frau, haben viel Freuden, zwar stillere, weniger geräuschvolle, aber innigere und dauerhaftere; haben Thätigkeiten des überdachten freyen Entschlusses,

haben Streben nach festem Ziel, anhaltend, einwürkend in, und wohlthätig für das Ganze; später, gemeiniglich ein nochmaliges seltsames, aber kurzes Auflodern aller Kraft. Dann kömmt an, grämlich und träge, aber dennoch übereilend, der Winter und das späte Alter. Was läßt sich von ihnen erwarten, als — welken, erstarren, abfallen, ruhen?

Diesen Weg führt uns die Natur alle — auch wenn wir schwach genug wären, zu seufzen, oder thörigt genug, zu widerstreben: denn sie ergreift uns ganz, in allen Theilen unsers Wesens, und nicht, wie die meisten Physiologen in ihren vermeynten Erläuterungen, jezt unsern Körper, dann unsern Geist, und beydes als für sich bestehende, von einander ganz zu sondernde Wesen, von denen eins in das andere nur einwürke, und an ihm ziehe, bald vorwärts, bald rückwärts *). Die Natur er-

*) Es läßt sich gar nicht absehen, welchen Schaden jene so lange nachgesprochene Trennung im Urtheilen und Philosophiren, (in allen Thei-

greift uns ganz, verändert von Zeit zu Zeit alle Theile unsres Wesens gleichmäßig: dadurch werden wir eben genöthiget, auf jener Bahn zu bleiben, dadurch werden eben jene besondern Charaktere unsrer Lebensperioden bestimmt.

Die Veränderung, welche die Natur in unsern männlichen Jahren mit uns vornimmt, wird gewöhnlich also dargestellt —: erfahrungsmäßig richtig, aber erläuternd, bey genauerer Ansicht, keinesweges.

Alle Theile unsers Körpers werden in den spätern Jünglingsjahren vollendet, und von der Zeit an, da sie ihre vollkommene Ausbildung erhalten haben, nach und nach verhärtet. Alle —; nicht nur die äußern, gröbern, sondern auch die innern, feinern: Muskeln,

---

len desselben, auch in der Moral) gestiftet hat, und wie vielen Dank man der neuern und neuesten Philosophie schuldig wäre, wenn sie auch nichts gethan, als jenen Uebelstand weggeräumt hätte.

Gehirn, Nerven ꝛc. Diese Beschaffenheit unsers Körpers theilt sich nun auch unserm Geiste mit, und giebt ihm seinen eigenthümlichen, dies Lebensalter charakterisierenden Ton, welchen herrschenden Ton er annehmen muß.

So zeigt sichs allerdings bey der gemeinen Erfahrung. Alles ist in männlichen Jahren an uns vollendeter, fester, kräftiger, und taugt zum Widerhalt — Geblüt, Muskeln, Nerven, Gehirn ꝛc. Der verrätherische Puls gehet zwar etwas langsamer, ist aber sich selbst gleicher, und ebenfalls gleichsam widerhaltiger. Diesen Erscheinungen an uns entsprechen dann ähnliche in uns, und wir sind daher geneigt, die leztern als Folgen von jenen erstern anzunehmen. Unser Vorstellungsvermögen ist etwas langsamer, zuweilen sogar etwas unbehülflicher, aber es ist auch fester und tiefer in die Gegenstände seines Vorstellens eindringend, als in Jünglingsjahren; unser Empfindungsvermögen ist nicht so schnell und nicht so leicht reizbar, aber, einmal gereizt, hält es die Gegenstände seines Empfindens kräftiger und dauernder fest; unsere Einbildungskraft bietet uns weniger, aber kühnere,

größere, kräftigere Bilder dar, die dessen ohngeachtet frey von jugendlicher Wildheit sind ꝛc. Im Jüngling fliegt freylich das alles in einzelnen begeisterten Stündchen auch an, und vielleicht noch lebendiger, noch wärmer, noch kühner: aber es fliegt nur an, und verschwindet bald wieder — wie ein lebhafter Morgentraum, von dem man beym Erwachen oft nur sagen kann, er war da, und nicht, so war er. Virgil dichtete als Jüngling Idyllen, als Mann erst eine Aeneis; Klopstock, als Jüngling seine gelungensten Oden, als Mann erst einen Messias; Schiller, als Jüngling seine Räuber, als Mann erst einen Dom Karlos und Wallenstein.

Ausharrende Kraft ist das Unterscheidende des männlichen Alters. Daseyn von Kraft erzeugt Gefühl davon; Gefühl von Kraft erzeugt Muth! Muth — Stolz, das heißt, Neigung nach Ehre.

Dieser Stolz äußert sich (um erst Etwas im Allgemeinen von ihm zu sagen) durch Widerstand gegen alle aufgezwungene Beschränkung; mithin gegen alles, was der Knabe

gern duldete, worein sich der Jüngling allenfalls fügte — gegen alle nicht selbst erwählte Oberherrschaft, besonders gegen alles eigentliche Befehlen. Wer aber frey, kühn und muthig hinaufschauet, blikt eben darum gütig und wohlwollend herab. Daher zeigt sich, bey voller Kraft jenes Widerstandes, immer eine Art freundlicher Annäherung, schonender Gefälligkeit, sanften Wohlwollens gegen Schwache und Unterdrükte, um sie zu sich zu erheben und in Schutz zu nehmen. Da die Geschlechtsneigungen noch immer lebhaft, und, wiewohl seltner, doch dann desto stärker rege sind, so wird dies schonende und schützende Wohlwollen durch sie besonders gegen die Frauen geneigt; und so will der Mann nicht mehr blos lieben, wie der Jüngling, noch weniger blos genießen, wie er: sondern er wünscht Ehe. Daher erklärt sich z. B. der innige Trieb zur Annäherung an Kinder, die Liebe zu ihnen, als neuen Schuzverwandten — ein Trieb, den jeder, auch der Ehelose, in diesem Lebensalter, besonders in dem frühern Theile desselben empfindet; daher das innige Wohlgefallen an der Naivetät der Kinder, und dann, aufs allgemeine bezogen, die Liebe zu allem

Naiven, welches von einer Seite, seiner Natürlichkeit und Schuldlosigkeit wegen, die männliche Liebe zur Freyheit und Natur befriedigt, von anderer Seite, durch seinen Anschein von zutraulicher Schwäche und gutmüthiger Unterwerfung, dem Stolze wohlthut. Aus diesem schützenden Wohlwollen erklärt sich ferner eine, jener Anhänglichkeit an Kinder im Wesentlichen ziemlich gleiche Anhänglichkeit an den gemeinen Mann, besonders wo er gedrükt ist oder gedrükt scheint, und in stummen Dulden und Einfalt der Sitten seinen Weg wandelt*). So empfindlich und leicht reizbar daher auch der Mann in Sachen der Ehre ist; so hitzig, so hart er gegen den Beleidiger seines Gottes in der ersten Aufwallung seyn kann: so großmüthig ist er gegen ihn, nach Besinnen, und

---

*) Die an manchen großen oder sonderbaren Männern, welche die Menschen nicht liebten, bemerkte Liebe zu Thieren, besonders zu Hunden und andern Hausthieren, ist, der Sache nach, ganz dasselbe. Daß man diese Liebe an Ehelosen, oder — so gut als Ehelosen, fast allein bemerkt, ist eben so bekannt, als leicht begreiflich.

wenn der Beleidiger ein Schwächerer ist, oder Unterwerfung und folglich Schwäche bezeigt, u. s. w.

Alles das ist, wie es von selbst einleuchtet, noch weit lebhafter, aber oft auch überspannter und übereilter, in den Jahren des Mannes, welche zunächst an das Jünglingsalter gränzen, und verliert sich ins kaum Bemerkliche in denen, welche bald in das Greisenalter übergehen. Wer, wie bey weitem die meisten Menschen, gewohnt ist, auf die Erscheinungen an großen Menschen, nicht auf die an sich selbst, zu achten, wird in dem öffentlichen und Privatleben der bedeutendsten Männer, der größten Religionsstifter und Reformatoren, der größten Gesezgeber, Generale u. d. gl.; der wird ganz besonders auch in der jetzigen Zeitgeschichte Belege zu jenen, und Stoff zu mehrern damit zusammenhängenden Anmerkungen finden. Dieses schützende Wohlwollen in allen seinen Modifikationen und zuweilen sonderbaren Aeußerungen ist auch ein Hauptzug im Charakter der Ritterzeiten: und so wenig Geschmack die Liebhaberey an Ritterbüchern in

unsern Tagen verrathen mag, so verräth sie doch auch Sinn für diesen schönen Zug.

Allerdings wird dieser Stolz durch spätere männliche Jahre und deren Verhältnisse, durch den Einfluß der Außendinge und durch hinzukommende andere Neigungen, welche sich mit ihm verbinden, besonders modificiert: erscheint er aber auch unter noch so sonderbaren Gestalten, lauscht er leise oder tritt er gewaltig hervor, so bleibt er doch da, und im Ganzen der Denkungs- Sinnes- und Handlungsart des Mannes bemerklich. Diejenigen Arten des Stolzes, welche im Jünglingsalter schon aufstrebten, verfliegen entweder, oder nehmen eine ganz andere Wendung. So bleibt z. B. der jugendliche, galante Talentenstolz *) nicht mehr auf feine Talente und artige Geschiklichkeiten gerichtet, in wiefern sie Annäherung an das andere Geschlecht veranlassen und zur Liebe reizen, sondern in wiefern sie zu etwas Bedeutendem in der Welt, wäre es auch nur in

---

*) Vergl. Erinnerungen dritter Theil, S. 276. folgg.

der Gelehrten- und Künstlerwelt, führen können. So ist der Mann nicht mehr auf Stärke und Schönheit des Körpers stolz, in wiefern sie von Weibern wohlgefällig bemerkt werden, sondern in wiefern sie Ansehen unter dem Haufen des Volks, mithin Herrschaft und Gewalt über ihn gewähren können *).

---

*) Diese Gewalt körperlicher Vorzüge über den rohern Haufen des Volks sollte bey Besetzung gewisser Stellen, welche es mit ihm und seiner Bearbeitung zu thun haben, vielleicht mehr beachtet werden, als gewöhnlich geschiehet; denn sie ist größer, als man zu glauben pflegt. Judäa hatte noch sehr viele laute Anhänger des Aristokratismus unter dem Volk, als ein anderer Theil einen König verlangte; da aber Saul hinter den Fässern hervorkam, und eine Spanne lang hervorragte über die Männer Israels — da schriee alles einstimmig: Hoch lebe der Gesalbte des Herrn! Wer weiß, wie viel das bey weitem noch nicht erloschene Andenken an die Schönheit Papst Pius des sechsten zur Förderung der jetzigen hierarchischen Angelegenheiten in Italien beyträgt! — Man weiß auch, wie sich Luther über die Würkung „seines irdischen Gebäu's" (das aber massiv war) gegen seinen getreuen „Meister Philippsen," mit ungemeiner Menschenkenntnis, erklärte, und wie er Gott dafür pries.

Ueberhaupt wünscht der Mann weit mehr, etwas Bedeutendes in der Welt zu seyn, als zu scheinen; obschon dieser Wunsch sich in frühern männlichen Jahren mehr durch ein allgemeines, nicht immer einen festgefaßten speciellen Zweck beabsichtigendes Streben äußert, welches gemeiniglich erst allmählig durch andere, mit dem Stolze zusammenfließende Neigungen determinierter und gleichsam verhärteter wird. Sein Rangstolz z. B. ist in frühern männlichen Jahren nicht eigentlich Stolz auf Rang, um des Ranges selbst willen, sondern weil er seinem Besitzer zur Bedeutung in der Bürgerwelt verhilft; und nur erst im spätern männlichen Alter bleibt der Mensch, aus Trägheit — wie der Anbeter der Allmacht am Bilde Jupiters hängen blieb und vor ihm knieete, ohne der Allmacht zu gedenken — bey den äußern prunkhaften Ankündigungen des Ranges, bey Titeln, Ordensbändern, Ahnen und Phrasen, selbst stehen. So ist der Kaufmann in jüngern männlichen Jahren selten auf sein Geld stolz, blos weil er's hat, sondern weil er einsiehet, daß er dadurch bedeutend wird — worin ihn manches Angesehenen Höfeley, und

manche Erfahrung von durchgesetztem Begehren des Unerlaubten u. d. gl. bestärken: und nur erst späterhin sezt sich das, als Bodensatz und Caput mortuum, in reinen eigentlichen Geldstolz zusammen — besonders wenn sich dann der Geldgeiz beymischet. So ruhet der Gelehrtenstolz in jüngern männlichen Jahren nicht auf dem Faulbette des erlangten literarischen Ruhms aus, sondern er treibt den Gelehrten, der ihn, oder vielmehr den Er besizt, vielmehr zu noch eifrigern und angestrengtern Thätigkeiten. Hat dann der Gelehrtenstolze Originalität und viel Geisteskraft, so treibt ihn der Stolz zu Paradoxien, zu neuen Theorien, ohne gegen die ältern faßlichern etwas Gegründetes zu haben u. d. gl. Er will dadurch schneller in die Höhe, will schneller bedeutender und immer bedeutender werden. Fehlt es ihm an Originalität und ist seine Geisteskraft gering, so treibt ihn der Stolz, sich an die Füße anerkannt großer Männer zu hängen, so, daß er entweder sie blind vergöttert, ihnen pomphaft räuchert, oder, daß er an ihren Nebendingen häkelt, mit hoher Ankündigung sie berichtiget, um von ihnen, wenn das

Glück will, mit in die Unsterblichkeit hin-übergezogen zu werden. Er will dadurch sicherer in die Höhe, will sicherer bedeutender und immer bedeutender werden.

Aus dieser Neigung, Gewicht in der Welt zu erlangen, erkläre man sich jenes Hervordrängen nach Aemtern und Würden in frühen männlichen Jahren, ohne Erwägung ihrer Pflichten und seiner Kräfte; aus dieser Neigung, den Wunsch nach Befreyung von eigentlicher Arbeit und das Sehnen nach eigentlichen Geschäften; aus dieser Neigung, das kühne Wagen nichtgewinnsüchtiger Kaufleute, wenn sie Geist haben, das Verkleinern der Nebenbuhler aller Art, das sich nicht selten, und, bey Menschen, in denen diese Neigung bis zum unsittlichen Uebermaas angewachsen, oder die übrigens von schlechten, oder auch von gar keinen Grundsätzen sind — am liebsten und mit muthwilliger Bitterkeit an die vortrefflichsten Männer wagt — und wären sie Lehrer, Beförderer, Wohlthäter der Giftigen; aus dieser Neigung, das unruhige, emsige Suchen und sich selbst Quälen um noch mühevollere Würksamkeit; das sich Ab-

arbeiten bis zum Tode, um, wie man glaubt, dann erst recht zu leben; das Entsagen des Lebens, um der matten Hoffnung der Unsterblichkeit willen — und tausend andere Erscheinungen.

Aber langsamen, bedächtigen Schritts, und gemeiniglich unerwartet, immer unerwünscht, nahet sich das höhere männliche Alter, das an das spätere gränzt, und über welches hinaus das wüste Blachfeld des Greisenalters liegt.

Nun kann der Mensch schlechterdings nicht glüklicher werden, als er schon gewesen ist. Seinen Antheil an den Annehmlichkeiten und Reizen des Lebens hat er genossen, und durch den Genuß ihr Süßestes erschöpft. Er hat wenigstens seine Gränzen messen, und daher die ganze Beschränktheit der Lage der Menschheit fühlen gelernt. Die Phantasie, die alle Wünsche seines Herzens in frühern Jahren mit rosenfarbnem Zauberlichte umdämmerte und mit heiliger Glorie erscheinen ließ — ist nun gesättigt, und, als ein gelähmter Emeritus, zur Ruhe gesezt, durch

den Besitz und Genuß des Erwünschten. Wie der zarte, glänzende, frischgefallene Schnee in unreines Wasser — so sind die süßen Täuschereyen der Hoffnung zerschmolzen in kaltes Gefühl der Wirklichkeit. Der bejahrte Mann weiß aus Erfahrung, nichts ist ganz schön, als was wir nicht haben. Und in der That, was giebt es Reizendes im Menschenleben, das der Mann über funfzig, das Weib über vierzig Jahre, nicht genossen hätte? Auch bey seltner Lebhaftigkeit in diesem Alter, haben doch alle Güter des Lebens, durch den Besitz und die Gewohnheit, für sie — wenn auch nicht alles, aber doch ihr Schönstes verlohren. Die Dinge haben sich nicht verändert, die Menschen haben es. Ach, die Welt außer uns bleibt wohl, nur die in uns ist so wandelbar! Das Glück tritt seltner aus unsern Umarmungen zurück, als wir aus den seinigen! Der du auf Genuß siehest, hoffe sehr wenig vom höhern, gar nichts vom späten Alter — vom Greise muß besonders gesprochen werden. Was willst du auch dann? An Frühling ist nicht mehr zu gedenken, auch Sommer und Frühherbst sind vorüber: der Spatherbst ist da.

Die Blumen sind dahin, ja auch die Haupt-erndte ist gesammlet. Alles, alles wird rauh und kalt. Zeit des Genusses sollen diese deine Jahre offenbar nicht seyn. Was denn?

Man hat gesagt, die beyden äußersten Enden des Lebenszirkels berühren sich — der Greis wird wieder Kind. Wahr, aber nicht genug. Der bejahrte Mann wird erst wieder Knabe, ehe er als Greis wieder Kind wird — wenigstens in unverdroßener, trocke-ner, geistesarmer Arbeit wird er's, und soll er's werden: denn da er nun nicht mehr für sich leben kann, soll er's für Andere — für seine Kinder, oder überhaupt für die jugend-liche Welt. O sein oft verläumdeter Spar-geist, sein ängstlichgenaues, grillenhaftsorgsa-mes Arbeiten u. d. gl. ist Wille der Natur, ist, wie alles, was die Natur will — Wohl-that für die Welt. —

Doch dies gehet schon mehr in das Grei-senalter über, und wird also am besten da weiter auseinander gesezt, wo von diesem ge-sprochen werden wird. Jezt noch einmal

den Blick zurück auf den bejahrten Mann, von der Seite, die uns hier am meisten beschäftiget!

Der Stolz, der durch das ganze Alter des Mannes herrschende Neigung bleibt, hat sich im lezten Abschnitt desselben allmählig in und durch sich selbst gleichsam verhärtet, ist widerhaltiger geworden, erdiger — wie der Körper in diesen Jahren. Jezt ist er steifer, um fester zu seyn. Er hat schon längst seinen nächsten Zweck erreicht — er hat das erwünschte Amt, den ersehnten Ruhm, den gehofften Rang; oder er hat wenigstens ein Amt, einen Ruf, einen Rang, mit dem er, da mit der Phantasie sein Hoffen und Wünschen vertroknet ist, zufrieden seyn kann, und, wenigstens aus Gewohnheit, zufrieden ist. Aber nun umklammert er das, was er erreicht hat, ängstlich, besorglich, um es auch zu behaupten, und er behauptet es hart und störrig, um sicherer zu gehen. Die Systeme sind nun abgeschlossen und werden keifend bewacht; dem Geiste der Zeit nachzugeben, sich seine Meynungen durch neuere Untersuchungen berichtigen zu lassen — daran ist

schwerlich mehr zu denken. Auf die neuern Forschungen und Entdeckungen, besonders jüngerer Denker, siehet man mit Gleichgültigkeit, und zuweilen mit dem affektierten Benehmen, als machen sie Einem nur Kurzweil — herab; und es beruhet auf dem Grade der allgemeinen Kultur, ob man nicht aus den Jahren der Denker gegen ihre Sache argumentieren oder spötteln oder schmälen soll. Man fühlt sich durch jeden, nichts weniger als übelgemeynten Widerspruch beleidigt, gereizt — nach Temperament und Umständen, bis zum unterdrückenden Despotismus gegen Andersdenkende, oder bis zur weinerlichen Schwermuth und zum Verdammen der ganzen jüngern Generation. Im höhern Alter hat man noch Kraft; man widerstrebt — vermag man es nicht durch die Sache selbst, so hält man sich an Nebenwerk: poltert, seufzt, oder lächelt bey philosophischen Untersuchungen über Sturmlaufen und Verletzung seines Menschenverstandes — den man gesund nennet, u. d. gl.; bey theologischen, über den Schaden der Aufklärung besonders unter gewissen Ständen u. s. w.; man will nur auf Fol-

gen, die man so gern Grau in Grau mahlt, und wobey man auf eigene Erfahrung po- chet, nie auf die Sache an sich gesehen ha- ben: und kämpft mit allen Waffen, welche Geisteskraft, oder Gelehrsamkeit, oder Ver- hältnisse, oder bürgerliche Lage darbieten. Weiterhin, im spätern Alter, wenn man fühlt, man könne der Kraft nicht mehr Kraft entgegensetzen, seine eigenen Vortheile nicht mehr gewandt handhaben, ziehet man sich düster oder vornehm zurück, wird kritt- lich, hypochondrisch, murrsinnig, und nur aufrichtig mit losfahrender Heftigkeit gegen die vermeynten Freunde seiner Ehre und sei- nes Ruhms, nur im Kreis ähnlichgesinneter vertrauter, oder schwacher, der Sache ganz unkundiger Menschen. —

Es darf gar nicht erst erwähnet werden, wie wohlthätig der Stolz, durch Aufregung und Spannung aller Kräfte, durch Belebung und Erhaltung in angestrengtester Thätigkeit, durch Erregung des Enthusiasmus für alles Schöne und Gute seyn kann, und wirklich ist: denn ohne Leidenschaft taugt nun ein- mal der Mensch zu nichts Bedeutendem, auch

nicht zum spekulativen Philosophen — so weit dessen Thätigkeitskreis alles Leidenschaftliche auszuschließen scheint. Der Stolz bleibt einer der allermächtigsten Hebel der Natur, die Menschheit nicht sinken zu lassen, sondern sie, wenn auch noch so langsam, empor zu winden. Aber wahr ist es freylich auch, daß er der Grund von tausenderley Jammer und Elend in der Welt ist; daß er den Menschen, den er einmal recht fest fasset, weiter und gewaltiger fortreißt, als selbst die allmächtig genannte Liebe — wenigstens verderblicher für das Ganze der Nationen. Aber eben wegen dieser seiner grossen Bedeutung, eben wegen seines mächtigen Einflusses in bey weitem die meisten und wichtigsten Ereignisse der intellektuellen, moralischen und physischen Welt, ist es billig, ihm näher ins Auge zu sehen und auf seinen Wegen ihm nachzuschleichen.

Ehre ist geäußerte Anerkennung unsrer Vorzüge. Man erzeigt uns Ehre, entweder fortdauernd, durch Achtung; oder vorübergehend, durch Lob. Achtung wird er-

worden durch Eigenschaften — z. B. durch große Talente, unermüdliche Thätigkeit, edle Sinnesart; Lob, mehr durch einzelne hervorstechende Handlungen — z. B. durch eine einzelne kühne That, durch einen unerwarteten Beweis von Geschiklichkeit. Wir loben den geschikten Seiltänzer, aber wir achten ihn nicht. Wir loben den blos geschikten Virtuosen, aber wir achten ihn nur, wenn er zugleich wahrer Künstler ist u. d. gl. Daher ist Achtung weit mehr werth, als Lob; daher ist es große Schwäche, nach diesem mehr zu trachten, als nach jener — so große Schwäche, daß sie nur dadurch einige ferne Entschuldigung finden kann, daß Lob sich gewöhnlich lebhafter und begeisterter äußert, als Achtung, worüber man vergißt, daß es eben so schnell verfliegt.

Ehre trägt zur Glükseligkeit des Menschen bey, theils durch den eigenen angenehmen, schmeichelnden Sinneneindruck der Ehrenbezeigungen; theils dadurch, daß durch sie gemeiniglich der Kreis der Wirksamkeiten des Menschen erweitert wird. Die meisten

Menschen wünschen, suchen, streben nach Ehre jenes Genusses für den Moment wegen; wenigere und weisere, in Hinsicht auf diese Folgen; die wenigsten und besten, um durch sie in den Stand gesezt zu werden, viel und Dinge, die wenige zu leisten vermögen, zum Wohl ihrer Brüder zu wirken.

Stolz heißt die Neigung nach Ehre. Wenn dieser sich mit andern Neigungen zu Einem verbindet und dadurch spezieller bestimmt wird: so ahmt die Sprache dies nach, und verbindet mit seinem Namen den Namen der beygesellten Neigung gleichfalls zu Einem. Z. B. Stolz mit Geldliebe verbunden, heißt Geldstolz; Stolz mit hoher Werthschäzung körperlicher Schönheit und Artigkeit verbunden, heißt Galanteriestolz u. s. w. Aber frömmelnder Mißbrauch des Worts ist es, wenn man dabey nur an etwas Unsittliches denkt. Unsittlich kann der Stolz erst werden, wenn er sich des ganzen Menschen bemeistert und der Vernunft das Zepter entreißt.

Es ist gewöhnlich Selbsttäuschung, gewöhnlicher Heucheley, wenn man von allem

Stolze frey zu seyn vorgiebt; es ist gewöhnlich Folge von tiefer melancholischer Verachtung des Menschengeschlechts, gewöhnlicher, von niedrigem erstarrenden Phlegma, wenn man von allem Stolze wirklich frey ist.

Der Stolz scheint zusammengesezt aus folgenden Theilen — wenigstens kömmt er immer vor mit folgenden Erscheinungen.

Jeder Stolze achtet überhaupt die Ehre werth — der Thor unmäßig, sinnlich (blos jenes Genusses wegen), albern (ohne verständige Begriffe über Ehre und die Ursachen seiner Werthschätzung derselben): er wird eitel. Des Weisen Werthachtung der Ehre ist gemäßigt durch Einsicht über ihre öftere Zufälligkeit, noch öftere Flüchtigkeit, und durch mitleidige Betrachtung der Unwichtigkeit und geistigen Unmündigkeit der meisten Menschen, welche sie ertheilen. Er ist ferner für die Ehre eingenommen durch die Bedeutsamkeit und wesentlichen Vorzüge, nicht durch die sinnlichen Vergnügungen, welche sie verschafft; er beurtheilet und schäzt äußere Ehrenbezeigungen nach dem innern Gehalt der

Verdienste, durch welche sie erlangt, und der Menschen, durch welche sie ertheilt werden.

Jeder Stolze ist deshalb bestrebt, Ehre zu erlangen — der Thor unmäßig, sinnlich, durch alberne oder auch ungerechte Mittel: er wird ehrgeizig; der Weise, auf dieselbe Art, wie er sie werthachtet, durch achtbare, (durch wahre Verdienste, die von ihm selbst abhängen,) und durch gerechte Mittel — mithin verachtend alle neidische Verkleinerung Anderer, alle hämische Hinterlist, alle despotische Unterdrückung der Mitbewerber, alle Schleichwege und Betrügereyen. Er ist ehrliebend.

Jeder Stolze kündigt seine Vorzüge an, läßt vorsätzlich sie sich abmerken*). — Der Thor thut dies lügenhaft

---

*) Das ängstliche, sorgfältige, aber denn doch gewöhnlich durch Anspielungen, wenigstens durch Benehmen zu bemerken gegebene Verleugnen eigener Vorzüge bey Frömmelnden, übergroße Bescheidenheit Affektierenden u. d. gl. ist selbst Stolz solcher Menschen, und jenes Geflissent-

und unklug — er prahlet; und zwar prahlet er entweder durch Handlungen (thut groß) oder durch Worte (ist ruhmredig). Der Weise kündiget keine Vorzüge an, die er nicht wirklich besizt; er verbirgt diejenigen, welche nur Lob erwerben, nicht Achtung; oder welche auf Verhältnissen beruhen — mithin ohne eigenes Verdienst sind; oder welche nur in den Augen der Schwachen für Vor-

---

liche in dem sich selbst Verstecken ist ihre Ankündigung. Sie sind, bey aller Zurükgezogenheit und Herabsezung ihrer selbst, nicht selten die Allerstolzesten. Ein eigener Kunstgriff vieler solcher Personen ist, die ganze Menschheit herabzusetzen, die ganze Menschennatur als ein beschmuztes Gewand darzustellen und zu beseufzen, damit sie, als die einzigen, die es bemerken und der Sache auf den Grund sehen, denn doch obenan stehen. Kömmt dann, wie gewöhnlich, eine Ueberzeugung von eingebildeter Gottgefälligkeit hinzu: so werden solche Menschen fürchterlich. Auf ihnen ruhet das Blut von Millionen erschlagener Brüder, wenn sie Machthaber oder Vertraute der Machthabenden waren; auf ihnen die zahllosen Thränen ihrer Kinder, deren Edelstes endlich von ihnen zerknirscht oder abgestumpft wird, wenn sie Aeltern sind — —

züge gelten. Er handelt edel, und spricht bescheiden.

Jedem Stolzen macht der wirkliche Genuß der Ehre Vergnügen. Der Thor freuet sich mit Herrlichkeit, unmäßig, nur sinnlich, leichtsinnig, auch über das flüchtigste Lob, auch wenn es auf die unverdientesten Verhältnisse begründet, auch wenn es von den unbeträchtlichsten Menschen ertheilet ist — denn er ist hoffärtig *). Des Weisen Vergnügen beym Genuß der Ehre ist mäßig, ernsthaft, auf Achtung und Ansehen, und auf Menschen von Werth, welche dies ertheilen, gerichtet. Muß er sich von Schwachen über unverdiente Verhältnisse loben und verherrlichen lassen: so macht ihn dies mehr niedergeschlagen und schwermüthig, denn er gedenkt mitleidig der Schwäche und Unmündigkeit, der Vorurtheile und des verblendeten Zutap-

*) Es ist noch streitig unter den Grammatikern, ob das Wort Hoffart abstamme von Hoch-fahren, oder nur zusammengesezt sey von Hof-Art.

pens nach etwas Schimmernden unter den Herolden seines Lobes, die denn doch seine Brüder sind.

Jedem Stolzen macht es auch Vergnügen, seine Vorzüge selbst zu betrachten und selbst anzuerkennen, so wie jede Verkleinerung derselben ihm Schmerz verursacht. Dies Vergnügen des Thoren ist dem so eben geschilderten gleich und verbunden mit sich selbst schmeichelnder Nachsicht gegen eigene Unvollkommenheiten, und mit weichlicher, häkelicher Empfindlichkeit gegen allen Tadel — denn er ist voll Eigenliebe. Das Vergnügen des Weisen ist von diesen Schwachheiten frey, und gleicht dem im vorigen Satze zulezt geschilderten.

Jeder Stolze hält die Vorzüge, die Er besizt, für sehr bedeutend. Der Thor hat eine allzuhohe Meynung von ihnen, verbunden mit verächtlichem, wenigstens gleichgültigen Herabsehen auf Vorzüge, die Andere besitzen und er nicht — denn er ist eingebildet. Und zwar ist er hierbey entweder simpel — er hält wirklich und von ganzem

Herzen seine Vorzüge für so sehr bedeutend; oder er ist dabey albern — er fühlt nun wohl dunkel, es stehe im Grunde nicht allzuwohl um das, wodurch er sich auszeichnet und warum man ihm Ehre erweisen solle; aber er glaubt, er selbst sey klug genug, die Unbeträchtlichkeit seiner Vorzüge zu verbergen und das Daseyn wahrer Verdienste mit Erfolg und glüklich vorzuspiegeln, Andere aber seyen beschränkt genug, sich dadurch täuschen zu lassen, oder von dem Hergebrachten seiner Bewunderung nicht abzuweichen *). Der Weise schäzt seine

*) Dies leztere ist vielleicht nicht anschaulich genug, wird es aber, wenn ich einige Beyspiele von Menschen, an welchen wir jezt am gewöhnlichsten diese Eigenschaft wahrnehmen, hersetze. Jenes — sich selbst nicht täuschen können, aber Andere glüklich zu täuschen überzeugt seyn, ist häufiger, als man glaubt, und liegt der steten Unruhe und dem Mangel an Zusammenhang in dem Benehmen solcher Menschen zu Grunde. Sie sind ängstlich und verlegen im Umgange mit denen, welchen sie ein schärferes Auge zutrauen müssen; sie vermeiden diese daher nach Möglichkeit; nur im vertrauten Zirkel von ihres Gleichen lieben sie Offenheit und Freyheit — eben je-

Vorzüge nach ihrem innern wohlerwogenen Gehalt, und mäßiget seine Meynung davon dadurch, daß er das Ideal eines Vollkommenen in seiner Art sich in der Seele bildet, den Abstand seiner selbst von diesem Ideal fleißig ausmißt, und die Kluft dazwischen sich streng vorhält; dadurch, daß er ernsthaft die Unbeständigkeit, oder trauernd den Unverstand so vieler erwägt, die seinen Vorzügen Ehre erweisen.

Jeder Stolze hält die ganze Gattung der Vorzüge, die Er besitzt, über-

---

ner Gleichheit wegen; gegen die, wo sie mehr Grund haben, sie für getäuscht zu halten, sind sie desto herrischer, hochherfahrender — nach Beschaffenheit der äußern Lage, auch wohl strenger, härter, unterdrückender. Dies zeigt sich z. B. bey denjenigen Adelstolzen, welchen — nicht die Aufklärung, sondern die Welthändel unsrer Tage einige Flocken fernen Morgenroths in die Seele geworfen haben; dies zeigt sich bey denjenigen in alles schwatzenden, in alles schreibenden sogenannten Belletristen, denen das heutige Dringen auf Gründlichkeit und Zweck in allen Fächern der Wissenschaften und Künste heimlich angst und bange macht.

haupt (noch nicht an sich selbst, als den Besitzer, gedacht) für etwas sehr Wichtiges *). Des Thoren Meynung von der Gattung des Vorzugs, den er besizt, ist nicht nur allzuhoch, sondern er trägt sie auch über-

---

*) Auch hier muß ich einige Beyspiele hersetzen, weil vielleicht der Satz sonst nicht anschaulich genug ist. So ist der Galanteriestolze immer geneigt, aus der Schönheit und Artigkeit des Menschen über seinen ganzen Werth zu entscheiden, eben weil ihm diese Eigenschaften — ohne sie gerade auf sich zu beziehen, schon überhaupt von höchster Bedeutung sind. So ist der geldstolze Kaufmann aufgelegt zum Eifer für die englische Nation, weil sie reich; dagegen ist er gleichgültig gegen die schweizerische, weil sie arm ist, und er würde die leztere ganz übersehen, wenn sie nicht bedeutende Fabriken hätte. So ist der, verschiedener alten Sprachen wohl kundige Schulkollege geneigt, außer dem Lesen der Klassiker und der Schriften des alten Bundes „in ihrer Grundsprache" durchaus kein Heil — auch in keinem Fache der Gelehrsamkeit zu finden u. d. gl. Sie halten die Gattung der Vorzüge, welche sie besitzen, überhaupt für etwas äußerst Wichtiges.

all zur Schau, sucht sie in elenden Kleinigkeiten geltend zu machen, hält diejenigen für einzig bedeutend, welche daran Theil haben, und verachtet derbhin die, welche seiner ermangeln — denn er ist P e d a n t. Der Weise schäzt die Gattung seiner Vorzüge, wenn sie wirklich bedeutend für die Welt sind, und läßt andern Verdiensten, die er nicht besizt, volle Gerechtigkeit wiederfahren. Vor Pedanterey verwahren ihn seine Grundsätze und Einsichten in den wahren Werth und Zusammenhang der Dinge in der Welt; sonst würden ihn auch schon Klugheit und Lebensart davon abhalten.

Endlich jeder Stolze ä u ß e r t s e i n V e r g n ü g e n a n E h r e i m V e r h a l t e n u n d B e t r a g e n — wohl auch seine Ansprüche auf Ehrenbezeigungen. Der Thor äußert jenes Vergnügen plump und dummdreist; diese Ansprüche, in die Augen fallend, übertrieben, und nun, nach Temperament, Verhältnissen und bürgerlicher Lage — herabsezend, hochherfahrend, handfest, derbauftretend (dann ist er h o c h m ü t h i g), oder mißtrauisch, ängstlich und gierig lauernd und umherblickend

(dann ist er ehrsüchtig *)). Der Weise verbirgt jenes, von ihm selbst gemäßigte Vergnügen und diese Ansprüche. Nur bey sehr bedeutenden Vorzügen, und auf — nicht sowohl ihm selbst, als dem Ganzen wichtige Veranlassungen läßt er seinen Werth, in starker Erhebung des Muths, im Auflodern der Kraft, eingreifend, kühn, festfassend und nach seinem Zweck mitfortreißend, sichtbar werden. Sonst sucht er durch Gefälligkeit, Aufrichtung, Belebung, Entgegenkommen, Erhebung Anderer die ihm zugetheilten Ehrenbezeigungen bey ihnen gleichsam zu vergüten, ins Gleiche

*) Aus allen diesen Wortbestimmungen, die nicht erzwungen, sondern meistens in der Etymologie gegründet und im gemeinen Leben schon gangbar sind, merkt man auch, wie reich und genau unsre Sprache ist, wenn wir nur bey ihrem Gebrauch darauf achten wollen. Doch sollte man sich beynahe versucht fühlen, unsrer Sprache eine ganz ausgezeichnete Geschiktheit zur Satyre beyzumessen, weil man bey Schilderung der Mängel und Thorheiten der Menschen fast nie, bey Schilderung der Vorzüge und Tugenden derselben öfters in einige Verlegenheit um ganz bestimmte und ungezwungene Worte kömmt.

zu bringen, sie dafür zu entschädigen, sie damit zufrieden zu stellen.

Obschon in jedem Stolzen seine Hauptneigung diese Theile hat, so sind sie doch nicht in gleichem Grade bemerkbar — nicht gleichsam in gleicher Dosis dem Ganzen beygemischt. So wie sein Stolz, durch Verbindung mit andern Neigungen, durch Verhältnisse, durch Temperament u. s. w. besonders modificiert und näher bestimmt wird, so treten auch — hier diese, dort jene einzelnen Theile der Hauptneigung stärker hervor, und verdunkeln zuweilen andere so, daß diese ganz zu ruhen scheinen — doch mangeln sie darum nicht.

Aus diesen besondern Bestimmungen des Stolzes entwickeln sich nun die verschiednen Arten desselben, so wie sie in der täglichen Erfahrung vorkommen, auf folgende Weise.

Menschen erweisen Menschen Ehre entweder wegen ihrer Eigenschaften — und zwar Eigenschaften des Körpers oder des Geistes; oder wegen ihrer Verhältnisse. Aspasia z. B. war in jedem Betracht und folglich allgemein geehrt: denn sie besaß

Schönheit, Talente und Einfluß auf die bedeutendsten Männer in Athen.

Die Eigenschaften des Körpers, durch welche Ehre erworben wird, sind Schönheit und Artigkeit: daraus entwickelt sich der Galanteriestolz. Die Eigenschaften des Geistes, durch welche Ehre erworben wird, sind Talente, Gelehrsamkeit, philosophischer Sinn, Frömmigkeit: daraus entwickelt sich der Geniestolz, der Gelehrtenstolz, der philosophische oder Kosmopolitenstolz, und der andächtige oder Frömmigkeitstolz *). Die Ver-

*) Jede dieser Hauptarten hat ihre Unterarten, welche aber nur in Nebendingen besonders modificiert, im Wesentlichen den Hauptarten gleich sind. So ist z. B. der demokratische Stolz, der in unsern Tagen so furchtbar erwachsen ist, und die Pfeiler aller Verfassungen erschüttert, eine Unterart des philosophischen oder Kosmopolitenstolzes. So ist der verrufene Künstlerstolz eine Unterart des Geniestolzes rc. Nur muß man bey jenem nicht etwa an wüthigen Sanskülottismus, oder bey diesem an den ungezogenen Eigensinn mancher Virtuosen denken — das sind keine Unterarten, sondern Unarten, Ausartungen; wil-

hältnisse, durch welche Ehre erworben wird, sind Rang, Macht, Reichthum: daraus entwickelt sich der Rang- oder Adelstolz, der Despotenstolz, und der Geld- oder Kaufmannsstolz.

Es wird sich vielleicht nicht nur hören, sondern auch lesen lassen, wenn einige Arten dieses Stolzes hier weiter entwickelt, und, um anschaulicher zu seyn, in Person aufgeführt werden. Wem daran gelegen, der wird, nach den vorhergestellten allgemeinen Sätzen, die Charakteristik der andern leicht vollenden können, wozu ihm, außer eigener Beobachtung, die Schrift, auf welche in der Vorrede verwiesen worden, beträchtliche Dienste leisten wird. Ich hebe einige der unter uns Deutschen, meines Wissens, jezt gerade gangbarsten Arten des Stolzes aus: den Galanteriestolz, den Geniestolz und den philosophischen oder Kosmopolitenstolz. Den Geld- oder Kauf-

---

de Auswüchse, die lächerlich seyn würden, wenn — die ersten, nicht fürchterlich, die lezten nicht zum bemitleiden albern wären.

mannsstolz sollte ich freylich auch mitnehmen: er ist aber in unsern Tagen, und vornehmlich durch die politischen Verhältnisse in denselben, so gar gemein geworden, daß ihn jeder kennet, der Augen hat zum Sehen und Ohren zum Hören.

Galanteriestolz.

Der sehr thätige und geschikte Fabrikant Y— ward, wie er's verdiente, auch sehr reich. Er hatte zwey Töchter, denen er eine Erziehung geben ließ — so klassisch, als es in seinem kleinen Landstädtchen möglich war. Seine Absichten und seine Einrichtungen waren gut, aber sie wurden von der auf die schönen Töchter eiteln Mutter verdorben. Herr Y— war Herr in der Fabrik, Madame Y— war Herr im Hause. Er wünschte seine Töchter für die gebildete, sie, für die vornehme Welt erzogen. Die Mädchen waren hübsch, lebhaft, nicht ohne natürlichen Verstand. Sie wußten das recht frühzeitig: sie mußten ja doch der Mutter glauben. Mutter

und Töchter vereinigten sich, dem Vater seine Einwilligung abzudringen, in der Residenz ihre Ausbildung zu vollenden. Sie erhielten die Einwilligung. Mathilde war schon siebzehn Jahr alt, als sie zur Tante, der Frau Kirchenräthin U— emigrirten; aber Jenny war erst dreyzehn. Mathilde war schöner, aber etwas langsamen Geistes, etwas weniger regsamen Temperaments, weniger leicht gesinnet, etwas unbehülflich; Jenny war weniger schön, aber artiger gebildet, sehr lebhaft, schnell fassend, eben so schnell vergessend, flüchtig, reizbar, nicht ohne Witz, nicht ohne Talente, und voller Lust, beydes auszubilden und so gut als möglich geltend zu machen. Sie wurden beyde galanteriestolz: aber auf verschiedene Weise.

Mathilde hatte zeitig Lust zu heyrathen, nnd wählte dabey eben nicht lange. Sie verband sich in ihrem neunzehnden Jahre mit einem angesehenen Geschäftsmann, der zwar nicht eben der jüngste mehr war, aber ein grosses Haus machte, einen hübschen Titel hatte, seiner Frau die schönste Equipage halten konnte, dabey ein recht guter Mann war, und ge-

gen den ihr Gefühl nicht, für den ihre Tante viel sprach. Die Leutchen leben nicht gerade übel zusammen. Drey Jahre nach ihrer Hochzeit stellt sie sich uns ohngefähr also dar.

Ihr Theilchen natürlichen Verstandes ist über dem Treiben und Gewirre des vornehmen Lebens verschroben, und das Gesunde daran entschlummert. Ihr Gemal hat viel Vermögen und schlägt seiner Frau nicht leicht Etwas ab: das ist sehr gut, denn Madam braucht außerordentlich viel — vornehmlich zu, nicht eben geschmakvollem, aber kostbaren und etwas auffallenden Putz. Sie fragt bey der Wahl ihres Putzes nicht, was ist schön, was wird deiner Figur und deinem Charakter anstehen: sondern nur, was ist mode — neueste, allerneueste Mode, und was können die Andern deines Standes nicht leicht, wenigstens nicht so schnell und nicht so kostbar haben. Heute ist sie auf einem Ball — nun, wir sind auch da und sehen zu. Der Ball wird von einer Gesellschaft der ersten Privathäuser der Stadt gegeben, sonst wäre Mathilde nicht hingefahren. Unter allen

Damen ist sie am glänzendsten, und wirklich so schön geschmükt, als es die beym Anklei- den hülfreiche Putz-Händlerin (die berühmteste in der Stadt) mit ihren Gehülfen, den Putz-Macherinnen nur hat bewerkstelligen können. Sie erregt Aufsehen; mancher angenehme junge Mann bewirbt sich um sie: nein, Mathilde tanzt nicht — gar nicht. Sie scheint nicht recht froh; vielmehr etwas ängstlich und mißtrauisch gegen sich selbst. Woher kömmt das? Siehet sie nicht, daß sie bemerkt wird und Beyfall findet? Ach ja, das weiß sie wohl. Aber sie tanzt nicht, weil sie auch weiß, daß allen ihren Bewegungen eine gewisse Schwere, ein gewisser Zwang anhängt. Sie könnte diesen vielleicht ablegen, aber sie kann sich dazu nicht entschließen, weil sie damit sich Etwas von ihrer Hoheit zu vergeben glaubt. Aengstlich und selbstmißtrauisch ist sie, weil sie denn wohl dunkel fühlt, daß Andere mehr Beyfall verdienen, wesentlichere Vorzüge besitzen, und sie diese nur allenfalls vorspiegeln kann. Da muß sie denn freylich immer Acht auf sich haben, um nicht aus der Illusion zu bringen. Das vermehrt nun nicht allein jenen Zwang, und macht sie sogar

etwas schwerfälliger, sondern verstärkt auch jene geheime Aengstlichkeit beynahe bis zum verlegenen Benehmen. Indeß ist Mathilde darum nicht etwa unartig gegen die Gesellschaft; nein, nein, sie spricht von allerley gleichgültigen Dingen gar nicht unangenehm; sie spricht mit vielen, mit recht vielen Herrn und Damen — nur immer ohne wahres Interesse und in einer Zerstreuung, welche mehr aus dem Blick der Augen, als aus dem Fluß der Rede, bemerklich wird. Selten ist ihr Blick auf die gerichtet, mit welchen sie spricht, fast immer auf die Umherstehenden: will sie nur immer bemerken, welchen Eindruck ihre Figur, ihr Glanz, ihr Benehmen macht? Sie hat Ursache, mit diesem Eindruck zufrieden zu seyn; sie wird dadurch noch heiterer, noch gesprächiger, noch zuvorkommender. — Was giebt es dort für eine kleine Gesellschaft in der Gesellschaft? Es sind die drey in jedem Betracht liebenswürdigen Schwestern A—; einige sehr artige und bedeutende junge Männer von Stande und Geist scheinen ein höheres, als allgemeinfröhliches Interesse an ihnen zu nehmen. Mathilde entdekt, erkennt sie. Sie hatte auf die Beschäfti-

gung des einen jener Herrn gerechnet; sie haßt die Mädchen gerade nicht: aber ihre Laune wird verstimmt, es überläuft sie ein kleiner Neid, sie ärgert sich heimlich. Sie spricht mit einer Bekannten, behält aber unverrükt den kleinen interessanten Trupp im Auge, und der Neid und Aerger häkelt sich tiefer in ihr Herz. Sie mag nicht länger der Unart, sich abzusondern vom Gemisch der Gesellschaft, zusehen; sie faßt ihre Freundin am Arme und gehet, sich ein wenig brüstend, den Saal hinauf der ganzen Länge nach. Bey dem großen Spiegel drehen sie um: da siehet Mathilde, daß einiger Verdruß auf ihrem Gesicht stehe, daß sie dadurch verlieren müsse. Neuer Zwang, heiter zu scheinen; und durch diesen Zwang noch mehr verstimmte, aber nur besser verborgene üble Laune. Von dieser gezwikt und bethört, glaubt sie wohl auf den Gesichtern ihrer Bekannten zu lesen, sie haben ihren Verdruß, wohl gar die Ursache desselben bemerkt. Sie hört Spötteleyen, sie siehet Unartigkeiten gegen sich, wo an keins von beyden gedacht wird. Nun hält sie es nicht länger im Tanzsaale aus, und will in die Seitenlogen flüchten. Der

elegante Kammerjunker von W— kömmt ihr in den Wurf:

Mon cher — haben Sie keine Spielparthie?

Ah, wie glüklich sind wir — ruft der Kammerjunker, führt sie stolzierend in die Loge, und bietet ihr seinen Platz beym Piquet. Mathilde brüstet sich mehr. Sie findet am Tische die offenbar alberne Räthin X—, den Stoff der Neckerey und höfischen Persiflage für die beyden andern Gesellschafter — den schönen, doch etwas faden Gardelieutenant von B—, und den graziösen, gegen Damen schlechterdings willenlosen Kammerjunker von R—. Hier wacht Mathilde wieder auf, wird nach und nach froher, endlich glüklich. Die Herrn sagen ihr viel Artigkeiten; diese sind nun zwar etwas stark und werden immer stärker: aber, obschon sie sie zu überhören scheint, obschon sie nichts erwidert, so zeigt doch ein gewisser Zug um ihren Mund und ein gewisser Streifblick ihres Auges, daß sie gehört hat und das Gehörte wohlgefällig hinnimmt. Die alberne Räthin läßt sich einfallen, ihre Rivalin

zu machen; die Herrn necken und persiflieren sie und einige andere bedeutende, aber abwesende Damen: Mathilde verbirgt nun ein süßliches Lächeln nicht mehr, sie wird gefälliger, zutraulicher, anhänglicher gegen die artigen Unterhalter; und wenn diese es darauf anlegen, so wird sie dies bis zu einiger Zudringlichkeit. Doch jezt rufen die Trompeten zur Tafel. Ihre bisherigen Gesellschafter sagen, sie würden so unbeschreiblich gern an ihrer Seite geblieben seyn, und sie meynt's: aber ihr Gemal hat fremde Gäste, wichtige Männer von viel Geist und Ansehen, Männer in bedeutenden Aemtern, denen sie sich aus Wohlstand nicht entziehen darf. Die Männer, in geziemender Höflichkeit, in anständigem Zuvorkommen, versuchen manches interessante Gespräch anzuknüpfen: Mathilde sizt zwischen ihnen in stummer Feyerlichkeit, hochmüthiger Verschlossenheit, vornehmer Affektation von Zerstreutheit.

Doch auch ein Blick in ihr Haus! Den folgenden Tag besuchen Mathilden einige Freundinnen. Wovon kann man sprechen, als vom gestrigen Ball? Die Freundinnen

waren nicht gegenwärtig gewesen, Mathilde ist unerschöpflich in Erzählung auch der geringsten Details. Von sich selbst spricht sie allerdings am lebhaftesten und am meisten. Wir wollen sie hören, obschon sie in ihrem Hause ziemlich gemein spricht. —

„Denken Sie — ich hatte mir doch das dunkelbraune Kleid mit den Atlasstreifen dazu machen lassen — eigentlich um der Stahlgarnierung willen: Liebe, was sich die machte — beym Lichte nehmlich! Nein, Sie müssen's sehen! Da —! Schade, daß es Tag ist! Nein, es ist kein Vergleich beym Sonnenlichte! kein Vergleich! Ich wollte sie doch schon neulich brauchen bey der Lindnern ihrer Fête — (So nennt Mathilde kurzweg die Gemalin des Ministers, geheimen Raths und Freyherrn von Lindner). Aber, Kind, was mir's lieb war, daß ichs nicht gethan hatte! Gestern hatte doch die spröde, vornehmthuende Donna auch so ein garniertes Kleid an! Aber — ich schwör's Ihnen bey Gott zu — ohne Uebertreibung, so breit! Und was doch hier die beweglichen Perlen sind, das war bey ihr glatter

fester Grund. Wissen Sie, wie Sie sichs denken können? Gerade wie ordinairen Silberlahn! Gerade so! Lassen Sie's zwanzig Thaler kosten, so ists viel. Ja, mein Mann ist doch gut — wahrhaftig, ich muß es selbst sagen, ob's gleich mein Mann ist. Er gab mir die Garnierung zum lezten Geburtstage. Kind — dreißig Dukaten hat er an Herrn Rost in Leipzig dafür bezahlt. Ich habe hernach die Rechnung gesehen. (Das ist nicht wahr. Sie weiß es — vielleicht nur dreißig Thaler.) — Ach, à propos! Die drey A—'s waren auch da. Freylich, wo fehlten die! (Sie meynt die drey vortrefflichen Schwestern, die ihren Verdruß auf dem Balle erregt hatten.) Das war eine Herrlichkeit um die Mädchens herum! Neulich wollten Sie mir's abstreiten, Liebe; aber nun weiß ichs gewiß und wahrhaftig: die Jette ist schief! Sie weiß es zu machen: aber, aufs Wort, sie ist schief. Sie stand in einem tiefen Gespräch mit dem Auditeur — sehen Sie, so stand sie, und hier stand ich: da kriegt' ichs weg, u. s. w. Und der Major L—, was hat der die Christel verfolgt! Die Mädchen mögen sich in

Acht nehmen! Kommt ihr nur unter die Herrn vom Militair! Ihr guter Ruf —! Es wäre wirklich Schade um sie. Das Schwatzen von der schönen Natur, und von der lezten Mahlerausstellung, und von Jean Pauls Schriften — je ja doch, dabey bleibt's nicht! Wie sie gingen? Kind, wie gewöhnlich! Weiß Linon, ganz hübsch reinlich; kleiner Lockenkopf, mit einigen Schnuren Perlen — falsche!"

Mathilde erzählt nun noch mit weit mehr Lebhaftigkeit, und gleicher Ausführlichkeit, wie ihr das Glück den ehrlichen W— in die Hände gespielt, wie dieser sie in jene Parthie gebracht, wie der artige Gardist und der satyrische Kammerjunker die Räthin in der Klemme gehabt, und sie geglaubt habe, vor Lachen umzukommen u. s. w. Dann empfehlen sich die Damen. Es ist nach eilf Uhr. Mathilde war noch im Nachtnegligee. Jezt kleidet sie sich an, denn sie will noch einige Visiten vor dem Essen machen. Der Gemal kömmt heute eine halbe Stunde früher aus der Sitzung, als gewöhnlich. Mein Kind, sagt er; wenn du dar-

auf eingerichtet bist, so essen wir heute ein Stündchen früher, als in der Regel. Ich habe, wie du weißt, die ganze Woche über so viel gesessen, und will gleich nach Tische nach Albertsdorf, um mir einmal eine Bewegung zu machen. Die Wintertage sind so kurz, man muß sich dazu halten. Wirst du von der Parthie seyn?

Nein, lieber Mann; was soll ich da? Du fährst doch zu den ceremoniösen — els, und da werden nichts, als — wer weiß was für feyerliche Dinge verhandelt. Aber ich will hören, ob die Köchin bald fertig ist — (Sie klingelt, zieht Erkundigung ein) Nun ja, es kann seyn! Aber, Kind, du wirst heute allein essen: ich muß erst noch zur — und zur — —

Das thut mir leid! Ich habe es so gern, wenn du mir über Tische meine verdrüßlichen Geschäfte aus dem Kopfe schwatzest —

Jaja, recht gern: aber du siehst doch ein, daß es heute nicht seyn kann! Ich bin ja einmal angezogen! Adieu, mein Schaz —

Sie zieht die Handschuh an und nimmt den Mantel. Der Mann zukt die Achseln und sagt:

Du wirst also gewiß nicht mitfahren? Ich will nicht zu —els; ich will dem guten Pfarrer im Dorfe einen Spaß machen und ihn besuchen —

Sie kömmt blutroth zurück: Nein, mein Kind, das wirst du nicht! Das wirst du mir, deiner rechtschaffnen Frau, nicht zu Leide thun —

Was denn, liebe Mathilde?

Du weißt, ich konnte den plumpen, unbehülflichen Menschen schon nicht leiden, da er noch Hofmeister bey deines Bruders Kindern war —

Aber er war so brav —

Doch was soll ichs verheimlichen! Nein, es soll heraus! Es muß einmal vom Herzen! Nicht um des allerliebsten Herrn Pastors, um seiner schönen Lotte willen, fährst du so oft hinaus!

Liebe Mathilde — !

O schweig' du nur: ich kenne das! Da sie noch bey mir Mädchen war, sahest du sie schon gern: aber ich hätte mein Leben tausendmal für deine Rechtschaffenheit verbürgt —

Liebe Mathilde — !

Jezt seh' ichs — klar, wie die Sonne! Ich bin ein unglükliches Weib. Meinetwegen fahre hinaus zu deiner Lotte! Was machst du dir daraus, daß sich deine rechtschaffne Frau zu Hause die Augen ausweint! Ach Gott, wer mir das vor vier Jahren gesagt hätte! Und noch dazu eine gewesene Kammerjungfer — !

Während sie sich die Augen troknet, kann der erstaunte Gemal das Wort bekommen. Liebe Mathilde, sagt er; du bist jezt nicht im Stande, etwas Vernünftiges zu hören: denke wenigstens daran, daß du dich damit lächerlich machst, und (hier führt er sie freundlich vor den Spiegel) häßlich oben drein!

Dies lezte macht sie noch heftiger. Sie reißt die Handschuh aus, wirft den Mantel

ab, reißt fast die Klingel entzwey; der Bediente soll den Wagen absagen; sie will jezt nicht ausfahren, sie will nach Tische mit, will alle Worte, alle Blicke ihres Mannes belauern, und die verbuhlte Lotte quälen, so viel sichs thun läßt. Sie zankt mit der Nähderin — sie hat das nicht fertig gemacht, was ihr nicht befohlen worden; sie zankt mit dem Bedienten — er hat falsch Tischzeug aufgelegt, obschon er kein anderes gehabt; sie zankt mit der Köchin — sie hat das Essen nicht zeitig genug fertig gemacht, obschon es nicht eher von ihr verlangt war. Es ist aufgetragen —

Iß du allein, liebe Mathilde, sagt der Mann; mir ist die Eßlust vergangen. Er stellt sich ruhig an's Fenster und blättert in einem Journal. Sie sezt sich desto schneller zu Tische, sagt nichts, will sichs desto wohler schmecken lassen: aber, nein — boshaft ist sie nicht; sie kann nichts anrühren, ihr Blut wird ruhiger, sie bereuet heimlich, läßt dann dem guten Manne ihre Reue merken; sie stehet langsam auf, macht sich etwas um das Fenster herum zu schaf-

fen, tritt dann, nach einigen kleinen Umwegen, etwas gedemüthigt und freundlicher zu ihm, holt ihn an den Tisch. Er liebt sein Weib, er kömmt, versucht zu speißen aus Gefälligkeit — Nun ist sie sehr freundlich, schwazt von dem und jenem; bestellt bey Zeiten den Wagen, läßt auch den großen Pelz hinuntertragen, ohngeachtet der Gemal meynt, es sey nicht kalt genug dazu. Du könntest dich erkälten, Lieber — sagt sie. Er führt sie die Treppe hinab: Wohin fahren wir denn nun, Mathilde?

Wohin du willst —!

So? Aber nur nicht nach Albertsdorf!

Sie siehet ihn freundlich an, und giebt ihm wohl gar einen Kuß. Uebrigens ist Mathilde in ihrem Hauswesen nicht eben unordentlich; gegen Dienstboten streng und etwas zänkisch; ihre Kinder (sie wird deren sehr wahrscheinlich nicht wenige bekommen) versorgt sie reichlich, was deren körperliche Bedürfnisse anlangt: aber, wie sie's nennt, sich viel mit ihnen abzugeben, ist ihre Sache

nicht. Sie weiß nicht einmal angenehm mit ihnen zu tändeln.

Mathilde ist galanteriestolz, aber auf eine grobe Weise: ganz anders die feiner organisierte, flüchtige Jenny.

Jenny ist in der That weniger schön, als ihre Schwester: aber die sehr hübsche, zarte, weiche, federleichte Figur, schillernd in steter quecksilberner Thätigkeit, gehoben durch ein Paar blitzende, nie ruhige Augen — ist äußerst anziehend, und wird, wenn der kleine wohlgebildete Mund so allerliebst über tausenderley Dinge schwazt und fragt und immer wieder fragt, leicht hinreissend. (Auf die Antworten hört sie freylich nicht, wenigstens sind sie eben so schnell vergessen, als gegeben.) Sie kleidet sich nichts weniger, als blendend und junonisch, auch nicht auffallend; sondern flattert einher immer in leichter, nur nett und bescheiden scheinender Kleidung — aber stets verneuet muß sie seyn und kostbar oben drein, obschon sie alle Kostbarkeit zu vermeiden oder zu verbergen scheint.

Kauf' mir die Reiherfeder ab, Schwesterchen — sagt Mathilde zu ihr; es ist wahrhaftig die schönste in der Stadt!

Schwesterchen, ich trüg' sie nicht, und wenn du sie mir schenktest! —

Und sie thät' es wirklich nicht.

Liebchen — sagt ihr in sie herzlich verliebter Mann; du wirst doch übermorgen bey der glänzenden Hochzeit nicht im einfachen weißen Musselinkleidchen erscheinen wollen —

Liebchen, ich werd' es — antwortet sie fröhlich: aber warte nur erst, wie's kömmt! —

Sie fragt bey ihrer Kleidung zwar allerdings viel nach der Mode, aber mit Wahl, Delikatesse, Raffinierung und ewigem Wechsel — was sie freylich fast ihre ganze Zeit und ihren Gatten schweres Geld kostet. Auch weniger frey, als Mathilde, trägt sie sich: jedoch verräth ihre Kleidung keine Mißgunst gegen Männer, die feinen und reizbaren Sinn, und Phantasie, oder wohl gar Etwas von Dichtergeist haben. So gleicht sie denn in der Gesellschaft dem Polarstern, auch

darin, daß sie eben nicht blitzend ins Auge fällt, aber alles in ihren Kreis ziehet; selbst kalte oder neidische Planeten, die sich andere Sonnen erwählten, müssen mit diesen um sie herum.

Sie hat um ein beträchtliches später geheyrathet, als ihre Schwester. Sie spottete bis in ihr zwanzigstes Jahr über Liebe, wie vielmehr über Ehe, und nekte ihrer Anbeter nicht geringe Schaar oft grausam und muthwillig genug, aber doch immer mit so viel Behutsamkeit, daß sich keiner eigentlich für verabschiedet halten oder ganz mit ihr brechen konnte. Sie spannte an ihren Triumphwagen, so viel ihrer da waren und Platz hatten; drängten sie sich und wurde einer über den andern wild — desto besser! Mit dem zwanzigsten Jahre wurde sie bedenklicher. Es bewarb sich damals ein würdiger Mann von Geist, in guten Verhältnissen, in angesehenem Staatsamte um sie —

Der Mann ist gut, sagte sie — ist für mich zu gut: denn er ist zu gediegen, zu regelmäßig, zu ernsthaft! —

Der geachtete und männlichschöne Hauptmann Z — folgte —

Der Hauptmann ist brav, sagte sie — ist für mich zu brav: denn er ist zugleich gar zu gerade aus, zu derb, zu ungesittet! —

Jenny hat sich jezt mit dem jungen, nicht eben hübschen, aber ziemlich kultivierten, eleganten und sehr reichen Kaufmann W— verheyrathet. Im Anfange ward der Ehehimmel oft getrübt; seitdem sie sich aber mit ihrem Gemal auf einen festen Fuß gesezt hat — seitdem er alle ihre Schulden bezahlt, ihren Launen und zuweilen seltsamen, wohl auch eigensinnigen Einfällen nachgiebt, ihre Empfindlichkeit nicht reizt, nach ihrem krausen Jähzorn in seinen kurzen heftigen Aufwallungen sich fügt, und nicht eifersüchtig ist (wozu sie ihm auch wirklich keine gegründeten Veranlassungen giebt) — seitdem leben sie recht fröhlich, oder, wie sie sich ausdrükt, ganz charmant mit einander.

Alle Dinge in der Welt betrachtet und beurtheilt, erwählt oder verwirft, schäzt oder

verachtet, rühmt oder bespöttelt sie nach dem Eindruck, den sie auf ihre sehr reizbaren Sinne machen. Daher werden ihre Begriffe nie geläutert. Ihr Verstand hat die Sache schärfer angesehen, seit ihrem sechzehnden Jahre — ich meyne, seit der Zeit, da sie zum ersten und leztenmal in ihrem Leben wirklich Liebe fühlte (daß sie liebe, hatte sie sich aber schon lange vorher eingebildet) — Solstitium. Dies dauert so lange, als ihre äußere Liebenswürdigkeit. Fängt diese an abzunehmen, so nehmen auch die Tage ihrer Seele ab; und früh — arme Jenny! — früh, ehe du dichs versiehest, wirst du unter dem Herbstäquinoktium seyn.

Davon hat sie jezt keine Ahndung. Genießt den Reiz des Lebens, singt sie; man muß für die Gegenwart leben, sagt sie; die Gegenwart ist das Einzige, was man sicher hat, denkt sie — oder sie denkt auch gar nichts. Mathilde hat in vier Jahren ihres Ehestandes nicht vier Alphabete gelesen: Jenny liest viele sogenannte feine, das heißt, niedliche, artige, etwas witzige Modesachen, Al-

manachs u. d. gl. und dann hauptsächlich auch diejenigen Schriftsteller aus allen Fächern der sogenannten schönen Literatur, welche gerade jezt Epoche machen — wenigstens blättert sie in deren Schriften, die, recht nett gebunden, in ihren Fenstern, auf ihrem Nachttisch u. s. w. liegen bleiben. Auch liebt sie die Gesellschaft artiger Köpfe, und ihr Mann muß schlechterdings einige Schöngeister und nicht unbeliebte Unterhaltungsschriftsteller von Zeit zu Zeit traktieren; ja, sie muthet ihm auch wohl Künstler und reisende Virtuosen zu. Zeichnet doch Jenny selbst nicht übel! Spielte sie doch sonst recht artig Klavier! Sie hat dies blos liegen lassen, weil es der Virtuosen darauf zu viele giebt, und weil sie die Guitarre lieb gewonnen hat. Das Spiel dieses Instruments, wozu sie recht artig singt, läßt ihr ungemein wohl. Ob sie es wohl darum erwählt hat?

Heute Mittag hat sie eine solche witzige und artistische Mahlzeit gegeben. Sie hieß frugal, war aber von jener raffinierten kostbaren Frugalität. Die Weine waren köstlich, alles heiter und aufgeweckt. Da Jen-

ny nach Tische eines kleinen Geschäfts wegen in ihr Zimmer schlüpft, ist es Zufall, daß sie die Thür offen läßt. Die muntere Gesellschaft folgt, und kehrt sich nicht an ihr Déprecieren. Es ist auch Zufall und Folge ihrer Unordentlichkeit, über welche sie sich selbst lustig macht, daß verschiedne Zeichnungen von ihr und — ihrem Lehrer umher liegen, daß auch die leidige Guitarre nicht weggeräumt ist. Wer wäre so unartig, das Zufällige dieser Dinge nicht einzusehen? Sie hat nicht nur heute den Gelehrten und Künstlern ihrer Bekanntschaft volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie mit Lobsprüchen, Artigkeiten, Anspielungen auf ihre beliebtesten Produkte u. d. gl. überhäuft, sondern sie thut das immer. Was ists denn nun, daß sie sich durch solche wirklich gutgemeynte Höflichkeit freylich zu gleichen Galanterieen und Annehmlichkeiten bestens empfohlen haben will! — Die garstigen Leute! Jezt stürmen sie alle in die gute Jenny ein, sie soll spielen und singen —

„Das Instrument ist verstimmt" —

Ah, dem ist bald abgeholfen! Es war wirklich nicht einmal beträchtlich unrein —

„Es ist so beschränkt!“

Desto verdienstlicher, etwas Bedeutendes darauf zu wirken!

„Zum Singen — nach Tische — man „ist so echauffiert —!“

Wir bitten ja um keine Bravourarien!

„Es sind keine Noten bey der Hand — „ich habe nichts einstudiert — es wird so „wenig Gutes für dies Instrument ge„schrieben —“

Die Herren sind überzeugt, alles, was sie spielen wird, muß durch ihren Geist und Vortrag belebt und gehoben werden. Was will die gute Frau machen? Endlich muß sie ja wohl nachgeben —

„Nun denn, sagt sie; das Erste, das „Beste, was mir zur Hand kömmt!“ —

Es kömmt ihr aber ganz gewiß eine der lieblichsten Romanzen zur Hand, die sie vortrefflich einstudiert hat und allerliebst singt. Mit sichtbarem, innigen Wohlgefallen empfängt

sie nach der Vollendung die Huldigungen der Zuhörer, als Gehörigkeiten. — Hierin ist sie sehr von ihrer Schwester verschieden, deren Einbildung auf ihre Vorzüge albern war, da hingegen Jenny hier sich selbst täuscht. Sie hat nehmlich keine Ahndung davon, wie wenig dergleichen artige Geschiklichkeiten, im Vergleich mit wesentlichern Vorzügen, bedeuten; wie wenig sie den Mangel der leztern ersetzen, wie sie erst durch die leztern zu Etwas mehr, als — Artigkeiten werden. Jenny verachtet vielmehr alle die, welche von dergleichen Galanterien keine so hohe Meynung, für dieselben kein so lebhaftes Gefühl haben, von Herzensgrunde; sie nennt sie geschmaklos, roh, unkultiviert, gefühllos, Pedanten — und hat nicht die fernste Idee davon, daß sie in dieser Verachtung ächte lächerliche Pedanterey zeigt. Deswegen ist Jenny sehr ungern in Gesellschaft mit Personen von ernsthaftem Charakter, mit gründlichen Gelehrten, mit ausgezeichneten Geschäftsmännern, auch mit geistreichen Frauen im höhern Styl — wenn diese alle, wie gewöhnlich, weniger Artigkeit besitzen und weniger Galanterie äußern. Kann die junge Frau sie

nicht vermeiden, so verbirgt sie ihre heimliche Verlegenheit durch vornehme, doch freundliche Gleichgültigkeit, durch spröde, doch lächelnde Kälte, durch zerstreuet scheinendes Ueberseßen der Personen, Ueberhören der Gespräche — jedoch dies alles ohne lächerlichen Hochmuth oder unhöfliche Beleidigungen zu äußern. — Gegen ihre Lieblingsgesellschafter und Lieblingsgesellschafterinnen (wie ich hier lieber, als Freunde und Freundinnen sagen möchte) erwähnt sie nun wohl zuweilen flüchtig hin und vielleicht witzig der Gravität, Schwerfälligkeit, altfranzösischen Komplimentirerey u. d. gl. jener vorzüglichen und würdigen Personen; kopiert auch wohl diesen oder jenen, diese oder jene, mit Laune und ziemlich unterhaltend: aber wirklich ohne Bosheit. Nicht ganz so flüchtig, obschon gleichfalls mit angenommener Leichtigkeit und Absichtlosigkeit sagt sie zuweilen ein Wort (oder tausend) gegen diese Vertrauten von ihren Anbetern, besonders wenn sie vornehm, oder doch durch irgend etwas Aeußeres so viel in die Augen fallend sind, daß sie einigen Neid bey ihren Schwestern erregen. Was gäbe

sie nicht drum, wenn der sehr junge und so angenehme Graf R— sich um sie bemühete, und ihr in großen Gesellschaften den Hof machte — denn mehr will sie nicht von ihm, darauf kann sich ihr Mann verlassen. Was gäbe sie nicht drum, wenn der beliebte Schriftsteller X—, oder der sehr geachtete Künstler Y— sich ein wenig in sie verliebten, oder auch nur so thäten, als wären sie's; hernach mit ihr in — dem Anschein nach sehr wichtigen und tiefen Gesprächen, auf Spaziergängen umherwandelten, die etwas einsam, aber gerade doch noch so mit Menschen besezt seyn müßten, daß die Sache in der Stadt ein wenig herumkäme. Von ihren weiblichen vornehmen Bekannten läßt sie auch gern hier und da ein Wörtchen fallen, ist aber bald darüber hinweg —

„Gräfin Dina war da, und Baronesse „Emmy — sagt sie flüchtig hingeworfen; es „sind doch recht gute Geschöpfchen! Ich „weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihre „viele Freundschaft erwidern soll!“ —

Daß die artige Jenny gern über Kunst, auch mit Nichtkünstlern; daß sie aber ganz

vorzüglich gern mit berühmten Künstlern in zahlreichen Gesellschaften, wo bey weitem der größte Theil der Männer und Weiber nicht die geringste Kenntniß davon haben, spricht — das ist sehr natürlich, und ich würde, nach dem oben Erwähnten, kein Wort hierüber hersetzen, wenn ich nicht einen gewissen Kunstgriff der feinen Jenny bekannt machen wollte. Sie wird nicht ungehalten über mich werden, da ich ihr im Voraus verspreche, ihre vielen übrigen Kunstgriffe zu verbergen. Jenny hat ein scharfes richtiges Auge — nicht für das Kunstwerk, sondern für das Gesicht des Kenners, in dessen Gesellschaft sie es betrachtet. Da sie sich nun überdies eine artige Anzahl unter Künstlern gangbarer Kunstwörter gemerkt hat — da sie weiche Umrisse, luftige Gewänder, Hauptmassen von Licht und Schatten, verschmolzene Tinten, sinnige Gruppierung, gemüthliche Stellung und zierliche Drapperie kennet; auch etwas, im Allgemeinen sehr Richtiges zu sagen weiß, vom „in sich hohen und einzigen Moment der Handlung," vom „nicht aus der Wirklichkeit abgezogenen Ideal;" vielleicht sogar

Etwas von Christusköpfen, als Gegenständen des höchsten Aufstrebens der Neuern, und Apolloköpfen, als Gegenständen des höchsten Aufstrebens der Alten; von Tizians Carnation, Correggio's Kolorit, Raphaels Erfindung — : was Wunder, daß sie als Kennerin — nicht nur bey dem Nichtkenner, sondern sogar bey gar manchem, der Menschenbildungen, aber nicht Menschenherzen kennet, angesehen ist, besonders da sie (und das ist eigentlich das Hauptkunststükchen) dem leztern sein eigenes Urtheil aus seinem Gesicht lieset, und es, als ihr Eigenthum, auf die unbefangenste Weise und in der gangbarsten Terminologie, ausspricht, ehe er selbst dazu kommen kann.

Daß bey allen ihren Schwachheiten Jenny ein sehr interessantes Weibchen ist — doch weit mehr für die Gesellschaft, als für ihren Mann, der ihr auswendig Gelerntes oder doch Abgemerktes endlich auch auswendig lernt und abmerkt: das braucht gar nicht erst erwähnt zu werden. Um destomehr verdient sie unser Bedauern, da Sie sich bey herannahendem Alter sehr unglüklich fühlen

wird. Sie wird sich — wie die Schauspielerin, die lange mit Beyfall als erste Liebhaberin und Heldin auftrat — zu spät oder gar nicht entschließen können, zärtliche und ernsthafte Mütter zu übernehmen, wird Jugend erkünsteln, das Fruchtlose davon endlich bemerken, und sich gebeugt, unwillig, unglüklich zurükziehen. Hier ist es leicht möglich, daß sie in ihrem Hause Mathilden in dem ihrigen ziemlich ähnlich wird. Noch mehr ist sie dann zu beklagen, weil sie in jungen Jahren dadurch, daß sie ihren Umgang vorurtheilsfrey, ihrer Benennung — ihrer Meynung nach, nur nach Talent, Geschiklichkeit, Virtuosität irgend einer Art, nur nach Galanterie, Artigkeit, ohne Rüksicht auf Tugend und guten Ruf, wählte; daß sie dadurch ihrem eigenen guten Rufe nicht wenig geschadet hat — ein Umstand, an welchen sie in jungen Jahren nicht dachte, oder über den sie leicht und schäkernd hinwegsahe, der ihr aber im spätern weiblichen Alter viel Kränkungen und noch mehr heimlichen Kummer verursacht.

Noch einige Kleinigkeiten von der angenehmen Jenny! Sie tanzt sehr hübsch und

sehr gern bis ziemlich gegen ihr vierzigstes Jahr hin — nur daß sie in den lezten zehn Jahren sehr gebeten werden muß. Doch werden ihre Verehrer sie beleidigen, wenn sie sich durch die ersten Weigerungen abweisen lassen, oder wohl gar ihre Hand gar nicht verlangen. Ihren Mann behält sie immer lieb, wenn er ihre Wünsche befriedigen kann und will; in der Gesellschaft behandelt sie ihn immer mit angenehmen Anstand, in jungen Jahren noch obendrein zuweilen auf eine kokette und die Jugend beyder Geschlechter reizende Weise. In ihrem Hauswesen — das können wir ihr nicht unerwähnt hingehen lassen — ist sie, bey viel Eleganz, sehr unordentlich. Drey, vier Kleider, die sie in den lezten Gesellschaften getragen, liegen wochenlang auf Sopha und Stühlen umher, und werden nicht selten ungenuzt verdorben. In ihrem schönen Gartensaale, der nach den Verzierungen des Pantheons in Wörlitz verziert ist, hat sie heute glänzende Gesellschaft und elegante Mahlzeit gegeben: aber es war gut, daß die Herrn und Damen über der Bewunderung und Entzifferung der etrurischen Tapetenmahlereyen vergaßen, ihre

Tischwäsche genauer zu bemerken. Mit ihren kostbaren Brabanter Spitzen bleibt sie, aus unachtsamer Schäkerey beym Auskleiden, hängen, und reißt ein schönes Stück entzwey, ohne aus dem Lachen zu kommen. Ihrem Schneider, Tischler und andern Handwerkern, welche für sie viel arbeiten und so sehnlich auf Zahlung hoffen, bleibt sie schuldig, bis beträchtliche Summen auflaufen und sie unartig gemahnt wird: dann zahlt sie zürnend, und entläßt gemeiniglich die guten Leute. Gegen Dienstboten, wenn sie hübsch und gewandt sind, (sie hält darauf sehr viel) ist sie äußerst nachsichtig, freygebig, zuweilen mit ihnen vertraut. Mit ihren Kindern (sollte sie aber deren mehr, als eins, bekommen?) giebt sie sich gern ab: doch fast nur wenn sie hübsch, possierlich, noch klein und jezt eben gepuzt sind. Die Mädchen müssen von kleinan heimlich und sehr artig, die Knaben modisch-derb und handfest gewöhnt werden, wenn sie ihr gefallen und zuweilen in eine kleine freundschaftliche Gesellschaft gezogen, oder auf einen Spaziergang mitgenommen werden sollen. In solchen Gesellschaften tändelt sie sehr angenehm (für Kind und Zuschauer) mit den Kleinen; siehet es gern,

wenn man ihnen und ihr darüber etwas Hübsches sagt, und nimmt stundenweis an der kleinen glüklichen Bildung, Unschuld, Naivetät, Unbefangenheit und Offenherzigkeit wirklich einiges ästhetische und artistische Interesse. Auf Erziehung läßt sie sich übrigens nicht ein, außer im Gespräch mit literarischen Freunden. Dann schwazt sie darüber mit Lebhaftigkeit und in den Grundsätzen und Redensarten der neuesten Erziehungsschriftsteller; überläßt aber das Ausführen derselben ganz dem Hauslehrer, der viel Gutes stiften kann, wenn er, bey andern wesentlichern Erfordernissen, zugleich ein hübscher interessanter Mann und artiger Gesellschafter ist.

Uebrigens ist der feinere Galanteriestolz unter jungen Männern nicht seltner, als unter jungen Frauen — vielleicht noch häufiger. Aber das ist gewiß, daß er sich bey den Männern weit thörigter und zwekwidriger zeigt, als bey den Weibern. Dafür ist aber der gröbere Galanteriestolz bey den leztern häufiger und beleidigender in die Augen stechend, als bey den erstern.

Geniestolz.

Gustav Sturm war von Kindheit an ein munterer, fähiger Knabe, und der Liebling seiner Mutter. Diese, eine etwas bemittelte Krämerswittwe (oder so Etwas), ließ ihn über mancherley Dinge unterrichten, die er zu wissen, und die er nicht zu wissen brauchte. Mit dem Ersten, wie überhaupt mit allem, was eigentlich ein Knabe lernet, wollte es aber mit Gustaven nie recht vorwärts gehen. Mochte nun die Flüchtigkeit des Knaben, oder die besorgte Veranstaltung der Mutter, daß er nicht zu früh und zum Schaden seiner Gesundheit' angegriffen würde; oder mochte eine ganz besondere Beschäftigung, die ihm die liebe Mutter gab, und von welcher sogleich die Rede seyn wird; oder endlich, mochte die damals neue, hochbeliebte und bis zur Albernheit geübte Spielmethode seines Lehrers Schuld daran seyn —; wahr ist es, daß Gustav selbst heutiges Tages, da er Armeen kommandiert und über das Wohl oder Wehe der Nationen entscheidet, z. B. in seiner Orthographie noch nicht ganz fest ist — die Distinktionszeichen

noch gar nicht zu erwähnen. Von allem, was ihm damals vorgetragen wurde, findet er jezt nichts in sich, als ein wenig Geschichte: aber auch dies hat er erst spät wieder hervorgesucht — des Kostume's wegen.

Ohngeachtet nun also sein Verstand in Knaben- und frühen Jünglingsjahren nicht eben mit soliden Schätzen überladen wurde: so kann man Gustaven doch nicht ableugnen, daß durch das Vielerley, das er versuchte, und immer ein Weilchen mit Eifer trieb, eine gewisse Gewandtheit in seinem Verstande, eine gewisse Schnelligkeit, die Dinge, wenn auch nur oberflächlich zu fassen, zurückblieb, die ihn in den Stand sezte, das Wenige, was er wußte, trefflich zu handhaben, auf eigene Weise zu benutzen, und sehr vortheilhaft an Mann zu bringen. Eine eigene Liebhaberey seiner Mutter trug hierzu vieles, aber noch mehr zur sehr frühen Erweckung und dann immer mächtigern Belebung seiner Neigungen bey. Die Mutter ließ sich nehmlich von dem Knaben eine Menge Romane, Schauspiele und Gedichte aller Art vorlesen. Dadurch lernte Gustav eine Menge Gefühle we-

nigstens von außen kennen, ehe die Natur es ihm möglich machte, sie in sich auch nur zu erkünsteln; dadurch erwachten seine Phantasie und Einbildungskraft früher und stärker, als sonst geschehen seyn würde; dadurch wurden diese nur auf das Schwärmerische und Excentrische gerichtet, nur dafür entflammt — und zwar, in einzelnen Stunden des Knaben, bis zur albernsten Thorheit, in einzelnen Stunden des Jünglings, bis zur halben Verrücktheit. Doch ist eben so wenig zu übersehen, daß schon dem Knaben, wie vielmehr dem Jüngling, aus diesen Beschäftigungen eine gewisse Art von Geschmack — ein feiner, oder vielmehr delikater, aber nicht unrichtiger Sinn für manches Schöne, besonders für das Niedliche und Artige, am allermeisten aber für das Ungeheure aller Art zu eigen wurde. Dies machte der lieben Mutter unendliche Freude. Sie bemerkte das so gut, so oft, und unglüklicher Weise so laut: daß es der junge Mensch ja wohl glauben und unmäßig eitel werden mußte. Da die übrige Welt für ihn zu rauh und kalt war, alles ihn verkannte, seine Gefühle nicht verstand, ihn wohl zuweilen gar auslachte: so

lebte er, erhaben über seine unreifen Zeitgenossen, einzig in seiner Phantasiewelt, verliebte sich, seiner Einbildung nach, heute als Herford in irgend ein Klärchen, starb morgen als Siegwart auf dem Grabe irgend einer Therese, und zog übermorgen als Burgheim in die Hütte eines Klausners ein, weil er sie lassen mußte. Als nachher die Kraftromane jene wasser- und gedankenstrichreichen ablöseten, zog er unterm Fähnlein der Kreuzfahrer nach dem heilgen Lande, ersprengte um's Liebchen Burgen, stürmte daher im Kampfspiel, und empfing von ihr den Preis des Turney's, leerte auch wohl zum Lob keuscher Minne dann und wann eine — Humpe.

Die Sache ging gut, und wäre vielleicht noch eine feine Weile gut gegangen, wenn Gustav nur eine Wissenschaft aus seinen Knabenjahren behalten hätte — das Rechnen. Davon war aber keine Spur in ihm; vornehmlich hatte er keine Idee vom Dividiren und bekam folglich keine Erfahrung vom Multiplicieren. (Etwas von der Subtraktion begriff er spät von Juden.) Den einleuchtendsten Beweis hiervon legte er da-

durch ab, daß er, als seine Mutter starb und ihm ein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen hinterließ, mit diesem in drey Jahren — also ohngefähr in seinem ein- oder zwey und zwanzigsten fertig war.

Was nun anfangen? Er versucht dies, er versucht das: es will nicht schnell genug fördern! Wohlmeynende Verwandte suchen ihn anzustellen: ha, das elende, trockene, kalte Geschäftsleben! ruft er, und hält nirgends aus. Eine sehr innige — anfänglich ganz ätherische, aber bald nur gar zu physische Liebe zu einer artigen Schauspielerin kömmt dazu: Gustav Sturm gehet zum Theater. Seine hübsche schlanke Figur, sein glühender Enthusiasmus für die Sache, seine Kultur und Feinheit im Umgange, welche wirklich weit größer sind, als bey den meisten angehenden Schauspielern — machen, daß er der Direktion herzlich willkommen ist. Unter dem Muster eines Reinike *), und

*) Zum Ueberfluß und um der Schwachen willen merke ich an, daß überall, wo Namen be-

unter dem vorwärtstreibenden Stachel des Ehrgeizes fängt er gar bald an nicht unbedeutend zu werden. Männer, wie Ekhof und Iffland, würden ihm, durch Belehrung und Beyspiel zugleich, weit weniger genuzt haben, als Reinike durch lezteres allein: denn Reinike war nur sehr glüklicher Naturalist; der Weg denkender Künstler wäre aber für Gustaven viel zu weit. Aber ach — Gustav muß geraume Zeit mit zweyten Liebhabern vorlieb nehmen! Das ist hart, so drückend hart für ihn, daß ihn nur das Glück, erster Liebhaber in der Wirklichkeit zu seyn, über die eingebildete Zurüksetzung zum zweyten in der Kunst, bey dieser guten Gesellschaft erhält. Wäre

---

rühmter Männer stehen, diese nichts sollen, als das Allgemeine in Person darstellen, und es dadurch lebhafter und anschaulicher machen. Ich hab' es aus Erfahrung, daß man ohne solche Anmerkung wohl gar aus jenen Namen zu rechnen und auf einzelne Individuen, die geschildert seyn sollen, zu rathen pflegt. Die geschilderten Personen in ihren Hauptzügen, mein Freund, sind hier, sind dort: sey du nur auf deiner Hut, daß sie da, wo du sie thörigt oder schwach findest, dir nicht selbst ähneln.

dies nicht, so würde er wahrscheinlich zu einer wandernden Truppe gehen, wo er alles in allem, und wo diese seine Charakteristik am Ende wäre: denn dann würde er zuverläßig nichts, als ein gemeiner Narr. So bleibt er bey dieser oder doch einer guten Gesellschaft, wird immer bedeutender, und nach sechs bis acht Jahren stehet er an ihrer Spitze und schwebt eine Zeit lang in Seligkeit.

Jezt haben wir nichts mehr von ihm zu erzählen, es bleibt uns also Zeit, ihn zu betrachten.

Sein Verstand ist durch hunderterley Dinge, die ihm bey seinem Beruf vorkommen, bereichert; seine Empfindungen sind noch sehr lebhaft; sein Geschmack erfahrner und gründlicher. Was außer seinem Fache liegt, oder doch nicht zunächst damit zusammenhängt, gehet ihm nichts an. Er nimmt davon keine Notiz — woran er nicht wohlthut; er hält es für frostig, unbedeutend und klein — woran er noch übler thut. Die Eitelkeit des Knaben und des Jünglings hat auch den Mann noch nicht verlassen. Auf der Büh-

ne spielt er — um es kurz zu sagen: alles! Erste Liebhaber und Helden fesseln jedoch am meisten seine Seele, obschon er in sogenannten Weltleuten und Chevaliers (die ihm so natürlich wären) weit glüklicher seyn würde. Glüklich wie ein Gott kommandiert er im Kothurn Armeen; raset als Beaumarchais gegen den Klavigo, als Makbeth gegen den Dolch, den ihm seine Phantasie vorspiegelt. Glüklich wie ein Gott zerknirscht er als Fiesko die Gräfin Imperiali, zerbricht am Ende (denn er spielt den Fiesko nur nach Plümike's Verhunzung) das Zepter und wirft die Stücken weit über die Häupter der Staunenden hin. Nicht selten verleitet ihn sein Feuer und das Gefühl seiner Größe in solchen Scenen, sich ein wenig ungeberdig, wild und ungesittet zu benehmen.

Irgend ein berühmter theatralischer Schriftsteller reiset durch Gustavs Wohnort und läßt sich bey ihm melden. Gustav Sturm ist vor Freuden außer sich über den ehrenvollen Besuch. Der Gelehrte kömmt. Gustav ist im splendiden Deshabillé, elegant frisiert, wohl gar geschminkt. Auf den Spiegeltischen lie-

gen einige Kapseln mit Ringen von ächten Steinen. Die Kapseln sind nicht offen — nein! Die Deckel haben sich nur durch Zufall an die Verschließungshäkchen gestemmt, so daß die Steine herausblitzen. Auf dem Büreau liegt eine sehr schöne Uhr, die er einmal von irgend einer hohen Herrschaft zum Geschenk erhielt. Der Gelehrte ist wirklich ein Mann, und tritt als solcher zu ihm ein. Gustav hat, nach zwey Blicken auf den Gast, seine Parthie klüglich genommen. Wäre der Reisende mit schmeichelnden Höflichkeiten eingetreten, Gustav würde ihn mit vornehmthuender Kälte, strotzender Komplimentensprache und steifen Verbeugungen empfangen und unterhalten haben: so aber empfängt er ihn mit demüthigen, fast kriechenden und niederträchtigen Schmeicheleyen und Süßigkeiten, um einen so bedeutenden Mann zu gewinnen, und sich seinem Lobe und seiner Bewunderung (vielleicht ist er obendrein Mitarbeiter an einem Theaterjournal) gleichfalls bestens zu empfehlen. Er sucht eine Art schleichenden Tauschhandels, einen Kauf und Wiederkauf. Der Fremde übersiehet seinen Mann, und läßt ihn ahnden, er werde seines Zwecks nicht ver-

fehlen. Warum sollte er Gustaven nicht die Freude machen? Nun wird dieser offener und vertraulicher; seine Miene wird lächelnder und süßlicher; er wendet — ach wie bescheiden — alle Verbindlichkeiten des Fremden von sich ab, wird aber sehr gesprächig. Theaterton und tragischer Accent sind weg; nun spielt er hinter den Kulissen. Und da zeigt sich ein gar nicht verborgenes immerwährendes Spiel der Prahlerey. Vor allem klagt er über den Aftergeschmack des Publikums an seinem Wohnorte; es scheint ihm ganz nahe zu gehen, daß es doch so gar wenig Sinn für das Höhere und Geistigere seiner Kunst habe —

„Glauben Sie, fährt er fort, unter solchen Umständen ist es schwer, nur in der Kunst und nur für die Kunst zu leben; schwer, für die Himmlische, ohne Hoffnung auf Erkenntlichkeit, sich hinzuopfern! Da war mir's wohler, als ich noch „beym" Fürsten Z— war — (auf dem sehr kleinen Hoftheater des sehr kleinen Fürsten, meynt er)! Ich gebe mir die Ehre, Sie zu versichern — die guten Menschen dort hatten einen Sinn,

ein Gefühl, einen Ton, eine Achtung für das Höhere in der Kunst (für die ersten Schauspieler, meynt er: es ist aber nicht wahr) daß es unbeschreiblich ist, und ich besorgen müßte, Sie hielten meine Schilderung für übertrieben, wenn ich versuchte, Ihnen davon ein Bild zu zeichnen. Erlauben Sie mir nur ein einziges Beyspiel. Einmal zum Geburtstage des Fürsten setz' ich mich in einem Paar glüklichen Stündchen hin und mache einen Prolog — ein kleines Schauspiel nehmlich, als Prolog zu geben, in Ifflands Manier. Die Bagatelle war ländlich, national, lokal, hatte Anspielungen auf einige geschmakvolle Wohlthätigkeiten, die Sich Seine Durchlaucht gegen armes Volk hatten zu Schulden kommen lassen — Wie man nun so ein Ding macht! Natürlich, hat's für mich keinen Werth! Indeß — wir geben's — Schwör' ich Ihnen zu, hat der gute alte Fürst nicht Thränen vergossen, und das Publikum laut geschluchzt unter dem Stück! Ich konnte vor Rührung kaum fortsprechen; ich hatte mir nehmlich die kleinste Rolle im Stück vorbehalten! Das Stück ist aus, die guten Menschen sind außer sich, Seine Durch-

laucht lassen mich in die Loge kommen, danken mir aufs gnädigste und noch voll tiefer Rührung, und seine würdige Gemalin schikken mir den folgenden Tag — sehen Sie — diese Uhr! Es ist freylich lächerlich, daß ich davon spreche: aber es geschiehet nur, um Ihnen den Geist dieses, und dann die rohe starre Kälte unsers hiesigen Publikums, durch Kontrast, anschaunlich zu machen." —

Ich habe nicht nöthig anzuführen, daß Gustavs Ankündigung seiner Vorzüge höchst unklug sey, daß er gerade den entgegengesezten Zweck damit erreiche, daß auch ein großer Theil des Erzählten erlogen, daß er also ein vollendeter Prahler sey. Nur das dürfen wir zur Milderung des Urtheils über ihn nicht vergessen, daß er, indem er so erzählt, wahrhaftig nicht vorsäzlich und planmäßig lügt: sondern seine Einbildung hat an der Phantasie, und diese am Gedächtnis so lange gewendet und gearbeitet, bis ihm die Dinge so geschienen haben; diesen schmeichelnden angenehmen Schein hat er freylich dann fest gehalten, hat die Sache oft so erzählt, und nun ist sie ihm wahr geworden.

Bisher prahlte er in Ruhmredigkeit, nun prahlt er auch im Großthun. Er ladet den gefälligen Dichter morgen Abend auf seinen Benjowsky ins Theater und dann auf eine frugale Suppe ein; wobey es aber herrlich hergehet, er den Prinzen spielt — kurz, wie gesagt, wobey er großthut.

— Doch wir dürfen nicht zu lange bey Gustaven verweilen: er ist eben nicht allzuinteressant, wenn er das ist, was er ist, und nicht das, was er vorstellt. Mit seinen Nebenbuhlern lebt er in steter Feindschaft und Kabale, eben weil sie seine Nebenbuhler sind, weil er ihnen manche Verdienste heimlich zugestehen muß, und sie gar manche, die er an sich selbst findet, nicht anzuerkennen, wenigstens nicht zu preisen scheinen. Doch wird er durch solche geheime Intriguen nicht unglüklich, sondern findet sogar ein eigenes angenehmes Interesse daran. Aber Leiden — bittere, schwere Leiden hat er denn doch. Das blinde Publikum beklatscht ihn gerade in einigen seiner Lieblingsrollen nicht mehr, man wagt es, ihn in einigen Journalen zu tadeln. Er giebt zwar vor,

sich über dergleichen Unverstand, Animosität und Neid hinwegzusetzen: aber wie innig leidet der Arme doch im Stillen! Erst wüthig, racheschwörend; dann, da ihm dies nichts hilft, schwermüthig — in einzelnen Stunden bis zur düstersten Hypochondrie, bis zur Verachtung seiner Lage, seines Berufs, seiner selbst und seiner ganzen Existenz.

Ueberhaupt ist die Hoheit, Herrlichkeit und Verklärung, mit welcher er zuweilen daher tritt, z. B. beym Ankündigen der folgenden Vorstellung nach einer ihm wohlgelungenen, beym feyerlichen Prolog u. d. gl. weit mehr gemachte Sache und Schauspielerey, als Innigkeit und wahrer voller Genuß. Gustav ist eingebildet, aber doch wohl nicht ganz so sich selbst täuschend, als es scheint. In reifern männlichen Jahren besonders überfällt ihn oft ein düstrer Gedanke von dem Wenigbedeutenden seiner Vorzüge, von dem Flüchtigen alles Beyfalls, von der Unmündigkeit der meisten, welche ihn ertheilen u. d. gl. Das bringt in ihm — wenn er nicht ganz verwöhnt und bis zur Narrheit eitel ist — eine heimliche und doch so schmerz-

liche Kränkung hervor; er fühlt sich dann so übel in seiner ganzen Lage, der äußere Glanz derselben ekelt ihn so an, daß er mit Recht unsre Theilnahme verdient; und nur das tröstet ihn einigermaßen, daß er doch noch im Stande sey, gut zu imponieren und die Figur von wirklich großen Vorzügen und großem, herrlichen, beglückenden Gefühl dafür vorzuspiegeln. Ist er aber sehr verwöhnt, und gränzt seine Einbildung an Narrheit: so gehet er uns hier nichts mehr an — was ihn auch wenig kümmern wird, denn dann ist er glüklich, und betäubt das seltne Gefühl der Mittelmäßigkeit durch ärgeres Trotzen und Pochen.

Nur noch einige Worte über Gustav. Sein Eifer für seine Kunst ist wirklich gränzenlos und schwärmerisch — bis zur Verachtung aller nicht theatralischgesinneten Menschen und alles dessen, was sich auf dem Theater nicht ausnehmen würde. Er hat manche Tugenden, welche auf der Bühne ihm hübsch lassen, auch in der Wirklichkeit: ist großmüthig, freygebig, freymüthig u. s. w. Jener Eifer macht auch, daß er seine

Kräfte anstrengt bis zur Aufopferung seiner Gesundheit, seiner Habe, seines ganzen übrigen Lebensgenusses. Er hält sich selbst seine schöne Garderobbe, darbt dafür und läßt sich von Kreditoren plagen; er arbeitet Tag und Nacht, um, wenn ihn der Geist einmal recht ergreift, heute den Karl Moor, morgen den Figaro, übermorgen den Hamlet, dann den Grafen Klingsberg, hernach den Rolla, und endlich den Ferdinand in Kabale und Liebe zu spielen. So steuert er denn mit vollen Seegeln auf die Lungensucht los. Er rühmt in hochtrabenden Worten die großen Schriftsteller über seine Kunst, ohne jedoch mehr gethan, als sie durchblättert zu haben. Lessings Dramaturgie, Engels Mimik, Wilhelm Meisters Lehrjahre hat er fleißig im Munde, selten in der Hand, gar nicht im Kopfe. Die Verfasser derselben waren und sind keine Schauspieler, sonst würden sie bey ihm nicht so gut wegkommen. Er hat Ekhof gekannt. — Wahrhaftig, viel Fleiß, sagt er, aber wenig Genie; reifer Verstand für die Kunst, aber wenig Feuer; viel Geschiklichkeit, aber wenig Talent. Und damals — ! Jezt würde es anders um sei-

ken Ruhm stehen! — Er kennet Iffland. In der That, sagt er, der Mann hat sein Fach — eines! Das füllt er wirklich aus. Komische Alte —: doch weiter nichts! Wagt er irgend etwas Anders, so erscheint blos starre Kälte, Nachgemachtes, Erkünsteltes: aber nichts von Natur, nichts vom Feuer des Genius, nichts vom Hinreißenden des Talents. Freylich verdirbt er nichts geradehin; davor bewahrt ihn seine Erfahrung und seine Besonnenheit, die aber, bey solcher Kälte, schwerlich ein Verdienst mehr ist! — So spricht er gegen Vertraute. Daß er bey allen diesen Urtheilen sich selbst als rühmlichen Gegensatz denkt, ist einleuchtend, auch schon aus der Selbstgenügsamkeit in Mienen, Gebehrden und Sprachton, womit sie ausgesprochen werden. Den Umgang mit solchen großen Künstlern sucht er möglichst zu vermeiden; und kann er das nicht, so ist er demüthig und verlegen. Muß er mit ihnen auftreten, so zeigt sich dieselbe Verlegenheit; er sucht sie, — wie er glaubt, von Andern unvermerkt, zu kopieren, und spielt daher unglüklicher, als gewöhnlich. Andere Schauspieler, welche wirklich weniger

Genie haben, als Gustav, behandelt er verächtlich, höhnend; wenn er kann, anmaßend, herrisch, despotisch, unterdrückend. Vornehmlich erliegt sein ehrlicher Rollenschreiber, der seinen Sekretär macht, beynahe unter den Launen, dem Stolz, dem Hohn und der Verachtung seines prinzlichen Gebieters. Wahrscheinlich wird er, der jezzigen Mode gemäß, nächstens eine Virtuosenreise zu den größten Theatern Deutschlands machen; auch sucht er einen Verleger zu verschiedenen Bänden von ihm verfertigter Familiengemälde — —

Gustav Sturm ist geniestolz, aber auf eine ziemlich gemeine Weise: auf eine vornehmere ist es Franz Drang.

Auch Er zeigte von Kindheit an ausgezeichnete Munterkeit des Geistes und nicht gemeine Fähigkeiten. Das Resultat seiner Erziehung war dem Wesentlichen nach ganz dasselbe, wie bey seinem Geistesverwandten: nur daß man bey ihm auf ganz entgegengeseztem Wege dazu gelangte — wodurch sein Kopf und Sinn in Nebendingen besonders

modificiert ward. Er studierte unter dem Druck von Pedanten — vielleicht auf einer Art Klosterschule, wo der junge Mensch nicht nur überhaupt äußerst eingeschränkt wurde, sondern wo auch das Lesen aller deutschen — wie vielmehr aller sogenannten belletristischen Schriften untersagt und gar höchlich verpönt war. Die Folgen davon siehet Jedermann, nur die Herren Schulkollegen sahen sie nicht: die jungen Leute wußten sich, ohngeachtet aller Verbote, eine Menge solcher contrebanden Waare zu verschaffen, fielen heimlich und nur desto glühender darüber her, lasen desto mehr ohne alle Auswahl, was man ihnen zustekte, und brüteten in ihrer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt nur desto brünstiger über den Geschöpfen ihrer, durch solche Lektüre bereicherten und entflammten Phantasie. Indeß ist Franz gezwungen, sich auch eine nicht unbeträchtliche Summe philosophischer und antiquarischer Kenntnisse zu sammlen; und obschon dieser Zwang und die geschmaklose Weise, mit welcher man sie ihm beybringt, Schuld sind, daß er sie, von der Zeit seiner Freyheit an, ganz vernachläßigt: so bleibt ihm doch ein nicht unbe-

trächtlicher Antheil auf Lebenszeit — gerade genug, um in Zeiten, wo sie selten sind, noch etwas mehr, als Staat damit zu machen.

Auf der Universität verschmähet er alle ernsthaftere Wissenschaften, hört gar keine Kollegien, lieset wenig oder nichts Anstrengendes. Nur die dort herrschende eklektische, unterhaltende, anmuthige Philosophie, unbeschwert durch Syllogismen oder Definitionen, läßt er sich — als keine Anstrengung fordernd — gefallen. In dem ersten Halbjahr seiner akademischen Laufbahn versucht er kleine Gedichtchen — man rükt sie in Musenalmanache ein; nun gehet er an einen kleinen Roman — man nimmt ihn nicht übel auf. Glüklich ist Franz Drang! Alle seine Freunde erhalten höchstelegant gebundene Exemplare von jenen Almanachs und diesem Roman. Wie gern sähe er sie in den, jezt die Literatur beherrschenden Journalen angezeigt — mit Lobsprüchen, versteht sich! Mit kriechender Huldigung wendet er sich an die Herrn Redakteurs: es ist umsonst und sein Glück wankt. Er reißt sich erbittert auf, bedeutendere Dinge zu liefern. Die

Bände werden stärker, wenn auch nicht wichtiger. Indeß gelingt es ihm, durch Krümmen und Schmiegen vor Mittelspersonen, sich einen entfernten Eingang bey irgend einem Großen zu verschaffen, und ihm sein neuestes Werk dedicieren zu dürfen. Der vornehme Herr, der es nicht gelesen hat und nie lesen wird, dankt ihm dafür höflichst, und sagt in dem kurzen Handschreiben, daß ein schönes Talent unverkennbar darin sey. Franz ist bezaubert, und nimmt es dem Herrn im mindesten nicht übel, daß er ihm nicht einmal die Kosten für den glänzenden Einband erstattet. Franzens Glück steigt, denn er erhält eine Recension in der Jenaer Literaturzeitung und in der allgemeinen deutschen Bibliothek. Man tadelt in beyden die Hauptsachen seiner Schrift, lobt aber einige Originalität, Blumen und Feuer. Franz lacht „der Korrekten und Moralisierenden,“ vergißt den Tadel und die Hauptsache, und hält sich entzükt an das zweydeutige Lob. Es war bisher wirklich ziemlich angenehm mit ihm umzugehen, jezt erschwert er es seinen Freunden nicht wenig. Er spielt denn doch gar zu oft auf jenes

vornehme Handschreiben und diese tauben Lobesblüthen an! Er wirft doch gar zu oft Floskeln hin, wie — da und da habe ich mehr hierüber gesprochen u. d. gl.

Sein Wohlgefallen an Lob, sein fleißiges sich selbst Beschauen, sein entzüktes Ergreifen der Hoffnung berühmt zu werden, war bisher, wenn auch noch so süß und innig, doch auch heimlich und ziemlich verstekt: wird aber nun zum unmäßigen, und darum nicht mehr zu verbergenden, zum sinnlichen, und daher nicht zum Verdienst, sondern nur zum Genuß reizenden Vergnügen an Ehre — wird zur Hoffart. Er arbeitet einige Recensionen nicht unbedeutender neuer Schriften aus, und da er mit Anstrengung und Fleiß arbeitet, auch mancherley Gelehrtklingendes aus dem Rükstand seiner Schulkenntnisse (wenn es auch dahin nicht recht gehören sollte) hervorlangt, seine Urtheile damit aufstuzt und verbrämt: so nehmen die Unternehmer der Journale, welchen er sie zusendet, die Aufsätze an und rücken sie ein. Jezt nimmt Franz eine ernsthaftere und wichtigere Miene an; läßt in mancher offenherzigen und fro-

hen Stunde gegen Vertraute (auch wohl gegen diese nicht allein) ein Wörtchen fallen, vom Mitarbeiter an dem und jenem bedeutenden kritischen Institut, vom Beschwerlichen, Undankbaren, Drückenden, Zeitraubenden der kritischen Journalarbeit u. d. gl. Jezt täuscht er vielleicht sich noch selbst in seiner Einbildung. Denn obschon er sich so oft selbst untersucht, obschon ihm dabey nicht das mindeste Vorzügliche, das er besizt, entgehet: so entgehet ihm doch das Nachtheilige allzuleicht; wenigstens entschuldigt er dies gern und glüklich — und da er bey der ganzen Prozedur nur auf Genuß ausgehet, so findet er diesen, hält sich daran und zeigt sich eben dadurch simpel in seiner Einbildung. Das Gute, das ihn auszeichnet, ist ihm nun das Höchste, vielleicht das einzige wahrhaft Gute und Herrliche — dies macht ihn zum Pedanten. Nun kann er es den Fremden, die ihn besuchen, den Gelehrten, die ihm auf vielfältiges Schreiben zuweilen antworten, den Buchhändlern, welche höflich gegen ihn werden und seine Bekanntschaft wünschen, gar nicht mehr verdenken; er nimmt das als gehörig hin —

aber mit welcher heimlichen Freude und öffentlichen Prahlerey!

Doch jezt trifft ihn ein harter Schlag! Er hatte zu jenen Gefälligkeiten gegen die Journalisten seine guten Ursachen gehabt, und auf seine neuesten Arbeiten, von welchen er sich ungemein viel versprach, gewissermaßen präludieren wollen. Diese Werke erscheinen — erst ein belletristisches, dann ein belletristisch-philologisches. Das erste hat wirklich Kraft und Originalität: aber eine tollköpfige, an Unsinn gränzende. Alle Stimmen der Beurtheilenden sind hierin einverstanden und Franz ist in Verzweiflung. Er tobt, er wüthet, er will von Kabale, Stumpfsinn und Unterdrückung schreyen: aber man hat nicht blos geurtheilt, sondern auch die Urtheile erwiesen und belegt. Dies könnte ihm die Augen über seine eigene Mittelmäßigkeit und Queerheit öffnen, obschon er dies Niemand eingestehen würde; wirklich fängt er schon an mit Weichlichkeit zu klagen, mit Schwermuth zu fühlen seine Lage — Klagen, Gefühle, welche er unter Beschuldigungen des Zustands der Literatur, des Geistes der Zeit

u. s. w. übel verbirgt: aber da erscheint sein zweytes belletristisch-philologisches Werk. Es enthält historische, artistische und philologische Bemerkungen über den Geist der ältesten Urkunden, der ältesten Gedichte, der griechischen Tragiker — oder so Etwas. Er sagt hübsche Sachen recht sehr artig, über die ältesten jüdischen Gedichte u. d. gl. Sein Styl ist zwar, durch Haufen von Blumen und Blümchen, meistens dunkel, überladen, schwülstig; er verstehet zwar die Sprache seiner Originale keinesweges: doch läßt sich gar Manches in der Schrift angenehm und nicht ohne Nutzen lesen. Bey so Manchem, was offenbar von Geist und glüklicher Divinationsgabe zeigt, ist es zu bedauern, daß die Sachen in einiger lyrischen Unordnung durch einander liegen. Doch darüber scherzt er selbst zuerst. Was dem Werke an Gründlichkeit gebricht, versuchen zahllose Noten und Nötchen zu ersetzen. Franz citiert eine imponierende Menge der seltensten Werke, die er nie gesehen, Andern nach, ohne jedoch seine Gewährsmänner zu nennen; er führt die Schriftsteller, die er am meisten benuzte, nur da an, wo er sie einer

Schwäche zeihen kann — um dem Vorwitz Neugieriger, welche sie vielleicht vergleichen möchten, zuvorzukommen — und was dergleichen gelehrte Spiegelfechtereyen mehr sind. Hier hat Franz den rechten Punkt getroffen. Man bewundert seine Belesenheit, weil man bequem; man fürchtet seine Derbheit, weil man schwach ist. Man hebt einzelne wirklich gute Ideen heraus, und preißt sie als der Unsterblichkeit werth. Man vermuthet in dem, was man nicht versteht, und was vielleicht nichts, als leerer, hochtrabender Wortschwall ist — Etwas, wer weiß wie Tiefes, sezt Mißtrauen in sich, überschlägt es staunend, statt es kräftig darniederzuschlagen. Franz ist selig, und lacht. Ueber Mangel an System wagten Einige bescheiden zu klagen. — Wart', ich will's Euch nach kantischen Grundsätzen — wenigstens in kantischer Terminologie geben, sagt er; da sollt ihr Respekt haben!

An einem schönen begeisternden Morgen entschließt er sich ernstlich, kantische und fichtische Philosophie zu studieren. Er beginnet frisch. Er lieset hier, er lieset da: er

versteht geradezu Nichts. Er wundert sich. Seine Einbildung kömmt auf die Vermuthung, daß hinter den Werken dieser Weisen wohl eigentlich, beym Lichte besehen, nicht viel seyn möge; er fühlt ein gewisses heimliches Jücken, sich an ihnen, dem Stolz des Zeitalters, zu reiben: aber er hält es denn doch nicht recht für gerathen, legt also die ganze Sache ruhig bey Seite, und begnügt sich damit, Einiges (vornehmlich Kants Terminologie) aus Schmidts Wörterbuche so ziemlich zu erlernen — —

Indeß hat doch wirklich jenes Werk ihm Ruhm verschafft, und, wie er sagt, seine Bahn angewiesen. Auf dieser bleibt er vor der Hand, hängt sich anbetend an die Lieblinge der Nation, fällt mit Hohn und Schmach alle die an, welche eine Zeitlang in verjährtem Besitz des Beyfalls gewesen sind und jezt darin zu sinken anfangen — weil er hier die meisten Helfer, bey den Zeitgenossen die meiste Schadenfreude, für sich den ausgebreitetsten Ruhm, wenigstens das meiste Aufsehen vermuthet; eifert schwärmerisch und pedantisch für alles, was in das Gebiet

der Künste gehört — wobey er nicht den geringsten Widerspruch verträgt, nicht einmal eine Frage, warum? ruft unaufhörlich auf zum reinen Interesse an der Sache und verdammet höhnend, als unrein, jeden, der — cui bono? fragt. Ist er Kritiker, so macht er schwülstige, mit unzeitiger Gelehrsamkeit verherrlichte Recensionen; mit grössern Arbeiten ist er sparsam, aus heimlichem, nie ganz auszutilgenden Gefühl eigener Mittelmäßigkeit, wirft aber den Zeitgenossen gerade hin an den Kopf, sie seyen für seine Originalideen und für sein Ideal noch nicht reif. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich — bleibt eins seiner Axiomen. Kömmt ihm daher Etwas von einem wirklich großen Manne, der allenfalls mit ihm seyn könnte, weil er das wirklich Ausgezeichnete Franzens kennet und schäzt — vor, wovon er nicht weiß, wie er es mit seiner eigenen infallibeln Theorie reimen soll: so schafft er in der Eil eine neue Gattung daraus, und erfindet für sie selbst eine hochtönende Theorie; stößt ihm Etwas auf von Ungenannten oder Männern, welche, wie er meynt, wider ihn sind (da sie nicht für ihn

waren) so höhnt, spottet, eifert er; zeigt überall eine kleinliche Aengstlichkeit, übel verborgen unter hoher Ankündigung von reinem Interesse, von Freymüthigkeit, von Untrüglichkeit der Sache — über alles, was seinen Regeln seines Geschmaks nicht gemäß ist; will überall den höchsten, das heißt, seinen selbst geschnizten und nun gewohnten Maasstab anlegen; verachtet unverholen alle Wissenschaften, die nicht seines Fachs sind; macht überall offenbare, treuherzige Ansprüche auf höchstes und eigenstes Genie, auf freyen philosophischen Geist, auf vergötternde Ehrenbezeigungen, und auf despotisches Schalten und Walten in der literarischen Welt. Da er diese Ansprüche mit ungefälligen, höhnenden Sitten macht, so ist er recht vollendet hochmüthig. Diese Sitten bezeigt er im Umgange, im Briefwechsel u. s. w. gegen alle Personen, welche wirklich weniger Genie und Geschmack haben, wenn sie auch noch so viel andere Verdienste besäßen. Vermag er's, und haben sie nicht schon eine namhafte Parthey: so schlägt er sie ganz darnieder. Nur gegen Männer, welche zugleich viel Kopf, viel Wissenschaft,

durchschauende Urtheilskraft und entschiedenes Ansehen besitzen, verbirgt er seinen Stolz, ihnen tief, vielleicht niederträchtig schmeichelnd. Lassen diese lächelnd ihn sein Spiel treiben, so nimmt er selbstgenügsam dies für hohen Beyfall, für Anschließung an ihn. Aber eben so schnell und eifrig würde er sie anfallen, wenn sie in der Achtung des Publikums zu sinken anfingen.

Von vielen gefürchtet, gehaßt, geneckt, von nicht wenigen verachtet oder verdammt, von wenigen geachtet, von Niemand geliebt, von fast Jedermann vermieden, von jenem — wenigstens in einzelnen hypochondrischen Stunden zurückkehrenden Gefühl eigener Mittelmäßigkeit zermartert, führt Franz nun ein unruhvolles, trauriges Leben; und ist selbst Schuld, wenn das wirklich Vorzügliche, das er besizt, von den meisten nicht erkannt, verlästert wird, ohne gute Wirkung bleibt, und durch gereizte Bitterkeit, Halsstarrigkeit und Entgegenarbeiten bey Andern, mehr Uebels als Gutes stiftet.

Feine, edle Sitten im Umgange könnte er zeigen, aber er mag es nicht. Ueber-

haupt gehört ein beleidigendes, ungeschliffenes, zurükstoßendes, auf groben Egoismus und Pedanterey gegründetes Benehmen, das auch gegen die unschuldigste Konvenienz, auch gegen das gutmüthigste Herkommen in der Gesellschaft, auch gegen die anständigsten Rüksichten auf bürgerliche und häusliche Verhältnisse anläuft, zu den kleinlichen Eigenheiten, von welchen sich Franz am wenigsten trennen wird. Damit hängt zusammen ein Aeußeres, das man sehr gütig beurtheilt, wenn man es nur äußerst nachläßig nennet. Ich vermuthe, in mausefarbnem Reitrock, abgestuztem und unordentlich gehaltenen Haar, unreinlicher Wäsche und ansehnlichen Stiefeln wird er sich am besten gefallen. Damit hängt auch zusammen ein gänzlich vernachläßigter Ruf von Seiten der Sittlichkeit. Ich glaube kaum, daß Franz Leidenschaften hat, aber er möchte sie gern haben — wenigstens scheinen, als ob er sie hätte. Franz konnte der Welt so viel werden, und ist ihr so wenig geworden. Sein Andenken verlischt, ehe sein Leben verloschen ist: wie unglüklich muß er sich dann fühlen! —

Kosmopolitenstolz *).

Alonzo genoß die edelste Erziehung, die sein würdiger und vom Glück begünstigter Vater ihm nur geben konnte. Seinem lebhaften Geist, der nur umflossen schien

---

*) Ich gebe von diesem nur Ein Bild, weil ich einen gemeinern, niedrigern Kosmopolitenstolz nicht kenne. Wer in diesen kleinen Skitzen nur Spaß sucht, den bitte ich, wenigstens die obige nicht zu betrachten: denn meines Erachtens verdanken wir Menschen, wie Alonzo, bey ihren vielen Schwächen, doch so ziemlich alles, was wir etwa Wahres, Schönes und Gutes noch unter uns haben. Sie sind das Salz der Erde, das da würzt, wenn die andere Masse dumm wird. Ich weiß es wohl, daß man ruft, und immer wieder ruft, und heutges Tages unaufhörlich ruft: „Sie sind aber nicht klug, diese Enthusiasten —" Freylich sind sie dies gemeiniglich nicht, und deshalb fallen sie oft als Opfer ihres Enthusiasmus; und wenn du lieber willst — ihrer Schwärmerey. Doch wenn du den Krieger, der nur tapfer ist, aber nicht klug, und der endlich als Opfer seiner Kühnheit blutet, bewunderst: wolltest du auf den, der für Recht und Wahr und Gut schwärmt und fällt,

vom zarten, reizbaren, doch nicht kränkelnden Körper — mußte in frühen Jahren mehr Einhalt gethan, als Anregung gegeben werden. Daß sein Vater ihn, als einzigen Sohn und als Unterpfand des Andenkens an seine verstorbene Gattin, mit einer Art süßer Schwärmerey liebte; daß sein Erzieher das war, was man, im bessern Sinne des Worts, einen schönen Geist nennet; daß sein Nervensystem etwas schwach und sehr reizbar war; daß er daher, schon als Knabe, alle Freuden, aber auch alle Leiden

---

achselzuckend herablächeln? „Aber sie stiften doch so viel Schaden in der Welt —?" Hast du wohl sorgsam genug abgewogen, wie groß ihr Antheil an diesem Schaden, und wie groß der Antheil der schlechten Menschen ist, die sie gegen sich haben? Kosmopolitischer oder philosophischer Stolz war das Entscheidende in J. J. Rousseau's Charakter (ich muß einen Todten nennen, damit es auf einen Lebenden nicht als Denunciation würke); und wenn wir Deutschen auch jezt von der Vergötterung dieses Mannes zurükkommen: so werden wir uns doch wohl schämen, seinen Namen je anders, als mit Verehrung, Dankbarkeit und Seegen zu nennen.

seines jungen Lebens doppelt fühlte — bald bis zur Ausgelassenheit in Wonne, bald bis zur Sterbensbegier in Wehmuth schwebte, beydes, ohne sich genau bewußt zu werden, warum; daß der Kleine auf dem Landgute seines Vaters, abgeschieden von der übrigen Welt, aufwuchs, und keinen Genuß kennen lernte, als den der Natur, der Wissenschaft und der kindlichen Liebe; daß sein Vater und sein Lehrer oft in seiner Gegenwart auf eine freye männliche Weise über die Dinge in der Welt, ihren Werth und ihren Zweck, philosophierten; daß man bey seiner Ausbildung frühzeitig und ganz vorzüglich auf Bildung seiner Gefühle, seiner Phantasie und seines Geschmaks hinarbeitete —: dies alles kam zusammen, und mußte vielleicht zusammenkommen, um den zarten Alonzo zu dem zu machen, was er ward.

In ihm glimmten schon in Jünglingsjahren Funken wahren philosophischen Geistes. Er beurtheilte den Werth oder Unwerth der meisten Dinge vom rechten Gesichtspunkt aus, und folglich richtig: ob-

schon von der gemeinen, gangbaren Meynung (die er aber nicht kannte) sehr abweichend. Er hatte die höchsten Begriffe von der Bestimmung des Menschen, und den edelsten Willen für die Erreichung dieser Bestimmung an sich und Andern. In den phantasiereichen Jahren des frühen Jünglings bildet sich seine Religiosität; in süßen Stunden der Einsamkeit und des Genusses schöner Natur ist sein Gemüth voll von innigster Bewunderung und tiefster Anbetung des höchsten Wesens, dessen Herrlichkeit zuweilen in Stunden hoher Weihe, wie dort vor Moses, im Säuseln der Abendluft, im Gewittersturm, und im Glühen des Abendroths vor ihm vorübergehet. Solche Stunden beseligender Andacht wechseln ab mit Stunden wehmüthiger Trauer über das Gefühl eigener Schwachheit und Unvollkommenheit — welche der fromme Schwärmer nicht selten in seiner Phantasie vergrößert, und wobey er, in der hieraus folgenden Demüthigung und Zerknirschung und Dahingebung einen wohlthuenden Genuß findet. In andern Stunden entglühet er von warmen Eifer und heiligen Vorsätzen, vollkommner zu werden,

sich zu höherer und weltgreifender Wirksamkeit empor zu arbeiten, dadurch das Werk der Gottheit an sich und Andern zu fördern, ihr selbst in ihrer Heiligkeit, Größe und Wohlthätigkeit ähnlicher zu werden und ihren Beyfall zu erringen.

Wie sehnt er sich hinaus — hinaus in die Welt, um diese Vorsätze auszuführen! Endlich gelingt es; als reifer Jüngling tritt er in die Welt. Liebend, helfend, will seine reine gute Seele sich an seine Brüder anschließen: man verstehet ihn nicht, man achtet sein nicht, man verlacht ihn wohl gar, und hält sein Wahrestes für Schauspielerey und Gemachtes. Alonzo hatte Menschen erwartet, wie er sie bisher kannte: Männer, wie sein edler Vater, sein guter Lehrer; Weiber, wie seine früh verstorbene und seitdem in seiner Phantasie verklärte Mutter, die ihm in Stunden der Weihe mit Glorie und Palmzweig erschien, und von der das verschönernde Andenken nach und nach alles Fehlerhafte und Irdische abgestreift hatte. — Solche Menschen erwartete Alonzo: und der Arme findet Schlechte in

Herrlichkeit, Thoren in süßer Selbstgenügsamkeit. Die Vorzüglichen öffnen Herz und Arme nicht sogleich für ihn, und er lernt sie nicht kennen. Nur die Guten in Leiden und Kummer nehmen mit Offenheit ihn auf, und er hält sie für die einzigen Guten. Er fährt in Unzufriedenheit auf; eifert über die Unvollkommenheit, Thorheit, Schlechtheit der Menschen; kümmert sich, und sehnt sich, und kläget über die Leiden seiner Brüder und die Lage der Menschheit; sinnet und schildert in poetischer Schwärmerey, wie das alles seyn könnte; geräth in Düsterheit, und ziehet sich melancholisch in Einsamkeit zurück. Hier erwachen seine ersten peinlichen Zweifel an dem, was bisher seine ganze Seele glaubte. Wie soll er das reimen mit einer über alles waltenden Vorsehung; mit der Bestimmung der Welt und der Menschen? Er kennet keine Bestimmung der Welt, als die, der Glükseligkeit aller Lebendigen. Man hat ihn auf keinen höhern Standpunkt geleitet. Er kann keinen Plan und Zusammenhang entdecken, und seine Zweifel werden ängstender —

In welcher Gefahr schwebt Alonzo! Da leitet ihn ein Gott zu unsern Weisen, und diese führen ihn auf einen höhern Standpunkt. Nicht zum Genießen sind wir da, sondern um vollkommner zu werden. Mit Feuer, mit Entzücken ergreift er diesen Gedanken, fasset ihn fest; trägt (wenigstens eine Zeit lang) seine eigenen Leiden mit einer Art von Triumph; seine Brüder werden ihm durch ihr Ungemach werther; die Lage der Menschheit stellt sich ihm in Erhabenheit dar; sein Glaube an eine moralische Weltregierung wird innig und standhaft. Durch diesen Gedanken fühlt er sich aber auch mächtig angeregt zu einer Thätigkeit, wo er zur Erhebung und Vervollkommnung Vieler wirken könnte. Die edle Flamme, die jezt sein ganzes Wesen durchdringt, läßt seinen geheimen Hang nach geschäftlosem Leben nicht aufkommen. Alonzo bemühet sich um Geschäfte.

Er bekömmt sie — und findet überall Hindernisse des Guten, das er will, in der bürgerlichen Verfassung, und in der Art, wie sie verwaltet wird; findet das Wich-

tigste und Beste sogar oft gehemmt durch bloßes leidiges Herkommen, durch Gebrauch und Konvenienzen von hunderterley Art. Bey jedem versuchten Schritt rufen ihm seine Obern zu (er ist glüklich genug, gar nicht schlechte Menschen unter diesen zu haben): das ist recht schön, das ist recht gut: aber es geht nicht! es kann nun einmal nicht seyn! Und doch können sie fast nicht Einmal eine ihm genügende Antwort geben, warum das nicht geht, warum das nun einmal nicht seyn kann. —

Alonzo kömmt in Gesellschaften, und verstößt überall durch seine Natürlichkeit, Unbefangenheit, Aufrichtigkeit, ohne nur das mindeste Verständige darüber zu erfahren, warum man sich nur gerade so, wie es mode ist, und nicht so, wie es natürlich ist und immer mode seyn sollte — benehmen müsse. Er spricht darüber laut und mit Enthusiasmus. Die Thoren verlachen und verhöhnen ihn, die Schwachen verstehen ihn nicht, auch die meisten Verständigern ziehen sich vor ihm zurück aus vielfachen Rüksichten, die er nicht kennet, oder für die er doch keinen Sinn

hat. Er schließt sich an wenige wahrhaft Verständige an, verachtet die Thoren, bemitleidet die Schwachen; er will seine Freunde zwingen, ihn zu achten und zu lieben. Bey ihnen sucht er Berichtigung seiner Begriffe über tausenderley Dinge in der bürgerlichen und gesellschaftlichen Welt, die ihm neu sind und von denen er einen vernünftigen Zweck, einen verständigen Zusammenhang, nicht absiehet. Er knüpft Gespräche darüber an, wird eindringlich, urtheilt natürlich und freymüthig: da bemerkt er mit bitterster Wehmuth, daß auch diese, auf die er allein gerechnet hatte, sich zurükziehen; daß überhaupt die Menschen im Umgange und in der Gesellschaft nichts mehr vermeiden, als das Wichtigste, das ihm einzig Wichtige, das sie so recht um Gottes willen verhandeln und immer wieder verhandeln sollten. Nur die Schonung, mit welcher jene verständigen und guten Menschen ihm aus dem Wege gehen, kann seine Bitterkeit einigermaßen mildern.

Unmuthig vergräbt er sich in wichtige Geschäfte. Er lernt Höhere im Staat kennen, und siehet ihre Unvollkommenheiten

und Schwächen. Da — da glaubt er nun den einzigen Grund alles Unheils, die einzigen Hindernisse des Wahren und Guten in der bürgerlichen Welt zu entdecken. Er fängt an, die Großen zu hassen. Nun hängt er nur an ihren Schwächen und Unvollkommenheiten, spürt diesen mit Eifer und Emsigkeit nach, nimmt jede neue Entdeckung dieser Art als Gewinn auf; und unterläßt es nicht, über ihre Gedankenlosigkeit, Flüchtigkeit, Sinnlichkeit und Ungerechtigkeit bitter zu spotten, unwillig zu eifern *).

Alonzo ist nicht mehr sicher, man nimmt ihm seine Geschäfte — oder auch, er giebt sie selbst freywillig auf. Wie leicht würde er sich nun fühlen, fesselte ihn nicht ein an=

---

*) Es bedarf hoffentlich nur höchstens einer flüchtigen Hinweisung, daß der junge Mann hier eine unmäßige Eigenliebe, viel Einbildung, und nicht wenig Pedanterey, selbst im Schmälen auf Pedanterey, zeigt — nach den in der Einleitung gegebenen Wortbestimmungen. Eitel ist er indessen nur wenig, prahlend und hoffärtig fast gar nicht.

deres festeres Band! Alonzo liebt, und liebt so innig! so ganz sich hingebend der sanften Laura. Ein leichter Duft der Schwermuth, welcher ihr ganzes Wesen leise zu umwehen scheint, hat ihn überzeugt, Laura leide, unter dem Druck der Umstände und des Herkommens, wie er. Dies zog ihn zuerst — ihre Vorzüge ketteten ihn dann fester an sie. Endlich, endlich, ein Wesen, wie ich — ruft er, und bewirbt sich um Laura's Liebe. Er rührt ihr Herz; sie soll, sie will seine Gattin werden; sie soll, sie will ihm, aus den traurigen Verhältnissen hinweg, zu seinem Vater folgen. Dort blühet ihnen ein Paradies entgegen im Genuß der Zärtlichkeit und der schönen Natur. Aber ach — Laura ist von altem, stifts- und landtagsfähigen Adel; sie darf bey Hofe an Courtagen erscheinen; ihr Vater ist vielleicht noch obendrein Kammerherr, oder Oberstallmeister, oder Oberschenk des Fürsten. Alonzo wendet sich an den Vater; er wird mit seiner offenen, vertrauensvollen Erklärung und mit seinen innigen Bitten höhnend abgewiesen, vielleicht verlacht, und Laura muß seinetwegen leiden. Alonzo, in Verzweif-

lung, versucht alles — vergebens; und Laura muß härter leiden. Nun tritt der Liebende zurück; er kann sie nicht quälen sehen, opfert sein Liebstes auf, hat auf der weiten Welt nichts mehr, das ihn freuete. Er verfällt in düstere Schwermuth; gegen die Verhältnisse in der bürgerlichen Verfassung in einen Unwillen und in eine Bitterkeit, welche sich nun auf die bürgerliche Verfassung selbst wenden.

Sein guter Vater nimmt ihn wieder zu sich. Der Sohn bleibt bey diesem, und nun befestiget sein Charakter, der folgende Haupteigenschaften annimmt und für immer behält.

Sein deklamierender, wenig thätiger und helfender Eifer über die Thorheiten und Schwächen der Menschen; sein wehmüthiges, wenig thätiges und helfendes Gefühl für die Leiden seiner Brüder, bleibt ihm — so wie auch sein Unwille gegen die bürgerliche Verfassung. Seine alte Abneigung vor bestimmten, vorgeschriebenen Geschäften ist zu pedantischer Verachtung der-

selben geworden. Seine Gleichgültigkeit und Unbesorgtheit über alles Herkömmliche im Umgang, in der Gesellschaft, in den Sitten, ist jezt Hohn. Er strebt ihm geradezu entgegen — nur weil es herkömmlich ist. Seine Erfahrungen, und unglüklicher Weise darauf gebaueten Grundsätze, erzeugen und erhalten in ihm eine rührende, schwärmerische, poetische Sehnsucht nach dem Stande der Natur. Glüklich genug, daß er eine Art zu leben wählen kann, die jenem Stande noch am nächsten kömmt — das Landleben. Er bleibt auf dem Lande fast ganz ohne Umgang; er ist nur glüklich in seiner Einsamkeit. Hier verschmähet er alles, was den Vornehmern ankündiget, den Reichen auszeichnet; alles, was nicht einigen Anstrich vom Patriarchalischen oder gar Idyllischen zuläßt. Selbst äußere Ehrenbezeigungen verschmähet sein — aus der Ferne leicht verkennbarer Stolz.

Alonzo's ganzes Aeußere ist eben so frey von Prunk, als von der gezierten Eleganz oder der pöbelhaften Nachläßigkeit beyder Geniestolzen. In seinem Hause herrscht

Mäßigkeit, einfache Lebensart, Natürlichkeit und Schuldlosigkeit der Sitten. Seine Leute hält er so gut, daß man fast lieber sein Dienstbote, als sein Vorgesetzter seyn möchte. Diese seine Einfachheit und Natürlichkeit in Lebensart und Sitten, selbst seine frugalen Mahlzeiten, bey denen der Hochgeschmack des Leckers durchaus nichts finden würde, als etwa einen sehr guten Wein — ändert er nicht um ein Haar ab, wenn auch der bedeutendste Fremde zu ihm käme; am allerwenigsten, wenn der Fremde ein Vornehmer und Großer wäre. Er sucht etwas darin, diese einfache Ordnung durch nichts, am wenigsten durch einen solchen Besuch, stören zu lassen.

Um Urtheile der Menschen bekümmert er sich gar nicht; ja, er hört sie nicht einmal, weil er, so viel an ihm liegt, nur mit Menschen umgehet, welche nicht leicht über ihn urtheilen — mit Menschen, welche mit Einfalt der Sitten Verzichtleistung auf eigene Vorzüge verbinden, und geneigt sind, Andere (vornehmlich ihn selbst) in ihrem Denken und Thun zu bewundern, sich ihm hinzugeben,

von ihm abhängig zu werden: also mit Kindern und Landleuten.

An den Landmann schließt er sich an mit Wohlwollen, Liebe und Vertrauen; gegen ihn ist er freygebig, bis zum Selbstdarben; großmüthig bey Beleidigungen, entschuldigend bey Fehlern — selbst wenn er namhaft darunter leiden sollte; die Rechte des gemeinen Mannes vertheidigt er bis zur Unbesonnenheit und zum eigenen Schaden. Nur muß sich der Klient zuweilen in den Eigenwillen des Patrons fügen; nur muß er ihn bey seinen Wohlthaten nicht sowohl als Mitmenschen, sondern als Schöpfer schalten und walten lassen. Den Landleuten der Gegend ist Alonzo Orakel; den Kindern, Liebling — so wie diese seine Lieblinge sind. Von den Kleinen umgeben, lagert er sich in den Schatten seiner Linde, lehrt sie Kränze winden, und erzählt ihnen Geschichtchen *). Die Ver-

*) Wie wahr und unübertrefflich ist auch in dieser Rüksicht Werther gezeichnet! Reinhold hielt einmal Vorlesungen über Wielands Oberon:

ständigen und Redlichen unter den ländlichen Nachbarn verehren ihn; die Schlechten gehorchen und schmeicheln ihm, aus Eigennützigkeit. Von leztern wird er gemißbraucht und ist oft ihr Spiel: davon weiß er aber nichts, oder will es wenigstens nicht wissen. Liebte er J. J. Rousseau nicht schon aus andern Gründen, er würde ihn wegen seines Anschließens an den gemeinen Mann und an Kinder lieben. Aber der Bürger von Genf ist ihm schon über alles theuer, wegen seines Eiferns, seiner Apostrophen, seiner Schlüsse gegen die Großen, Vornehmen und Reichen. Er ergözt sich und nährt seinen Haß und seine geheime Bitterkeit durch die Schilderungen Rousseau's von dem Unverstande, der Ungerechtigkeit, der Tyranney und der Ueppigkeit unter ihnen. Er philosophirt über diese Dinge und über ihren Einfluß auf das Wohl und Wehe der Brüder, wie sein Füh-

---

wenn doch ein Mann, wie er, einmal Vorlesungen über Göthe's Werther halten wollte. Wie kurz würde er, wie kurz würden seine Zuhörer das gewöhnliche Halbjahr finden!

rer, aus einzelnen Erfahrungen und dunkeln Gefühlen: er muß daher, wie jener, auf die schmerzlichsten Resultate kommen.

Ist Alonzo gezwungen, zuweilen Vornehme und Große zu sehen, so ist sein Betragen gegen sie rauh, kalt, zurükstoßend, vielleicht sogar hochmüthig und herabwürdigend. Wo er sie beobachten kann, lauert er nur auf ihre Fehler, Schwachheiten und Thorheiten, ist bitter und unduldsam gegen dieselben; vergißt in dem Vornehmen und Großen gar zu leicht den Menschen, und siehet nur den Vornehmen und Großen. Sein Spottgeist über sie kann sich nicht mäßigen. Er lacht der Gefahren, welchen er sich dadurch aussezt, und würde mit Stolz und Triumph Verfolgungen darüber erdulden. —

Spekulative Wissenschaften schäzt und liebt er nicht, weil er keinen nahen Nutzen für das Leben in ihnen findet; ihre Freunde bespöttelt er vielmehr, weil er den Schaden, welchen sie zu manchen Zeiten gestiftet, zu hoch anschlägt. Doch mag wohl das Bewußtseyn, er selbst sey solcher Wissenschaft

nicht fähig, vielen Einfluß in diese Urtheile haben. Naturwissenschaften und praktische Philosophie — oder vielmehr erfahrungsmäßiges unsystematisches Philosophieren, sind seine Lieblingsbeschäftigungen. Doch liebt und ehrt er auch die Kunst — aber mehr das ätherische Schwärmen in und über dieselbe, als ihre Produkte. Unter leztern interessiert besonders das Einfache, Sentimentale, Natürliche nnd Naive. Für Geßners Idyllen giebt er alles — für einige gesungene, wahrscheinlich sämmtliche französische Tragödien; für einige gemahlte, gewiß den ganzen Rembrandt. Er schmält sehr über das verderbliche Lesen der Romane unter unsern Jünglingen und Jungfrauen — in selbstverfaßten Romanen. Seine Religion ist in männlichen Jahren ein seltsames, doch erhabenes Gemisch von sogenanntem Unglauben und höherer Mystik. Lavater, als Theolog, oder der Verfasser der Reden über die Religion ist ihm weit mehr werth, als alle philosophierende und limitierende Theologen der allgemeinen deutschen Bibliothek, von deren Entstehung an bis auf den heutgen Tag. —

Wohl dem guten Alonzo, wenn — was eben nicht zu besorgen ist — das Unglück seiner ersten Liebe nicht sein Herz für Liebe auf immer verkältete, oder verschloß, oder verschüchterte. Wohl ihm, wenn er eine Gattin findet, die entweder seine Grundsätze und seinen Charakter hat; oder, bey unschuldiger Gutmüthigkeit und fröhlicher Unbefangenheit, gar keine Grundsätze und gar keinen Charakter — die sich also ihm nur ganz in Liebe, Vertrauen und Ehrerbietung hingiebt. Wohl ihm: denn dann findet er in seinem Hause Beschäftigung für seine regen Gefühle, Genüge für seinen zarten Sinn. Seine innige, schwärmerische Liebe zu dem Weibe seines Herzens ist dann unbeschreiblich. Er findet in ihr — ach, was alles! Er findet in ihr — wie der Freund der Natur in der Natur — nicht nur das, was da ist, sondern auch was er hineinlegt und hinzudichtet! Er ist dann, im Zauber der ersten Jahre (mit Göthe zu reden) wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergözt, die Unkosten des Gespräch allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenmann auch nur die

lezten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt. Seine idyllische Zärtlichkeit gegen die Geliebte seiner Seele verwandelt sich mit der Zeit in eine ästhetische oder moralische gegen die Mutter seiner Kinder. Für diese seine Kinder lebt er nun den größten Theil seiner Zeit: doch mag ich nicht dafür stehen, daß sie in irgend einer Rüksicht ganz vorzüglich geriethen. So bringt er ruhig und — wenigstens nicht selten glüklich seine Jahre hin, erwartet gelassen sein Ende, und sein Grab wird von vielen, denen er wohlthat, mit Blumen bestreuet.

Findet er aber diese Gattin nicht; ist er durch das Unglück seiner ersten Liebe vielleicht dahin gebracht, sie nicht einmal suchen oder erkennen zu wollen: dann vermehrt sich mit den Jahren seine Unzufriedenheit, seine Krittlichkeit, seine bittere Laune. Er täuscht sich wahrscheinlich eine geraume Zeit, und giebt sichs nicht zu, daß eine traurige Leere und Oede im Hause und im Herzen herrsche: endlich kann er sich nicht mehr täuschen, kann oder mag auch sich nicht mehr

helfen. Er ziehet sich nun noch mehr in sich selbst zurück, sein Eigenwille wird unbezwinglicher, sein Zorn lebhafter — nicht selten übereilt und ungerecht; sein Haß gegen wahre oder eingebildete Gegner seiner oder der gemeinen Wohlfahrt wird tiefer und verachtender; seine Eigenliebe unmäßiger; seine Einbildung, seine Pedanterey, sein Hochmuth beleidigender — Armer Alonzo! Nach einer mäßigen Reihe von Jahren erkennen deine Jugendfreunde — erkennest du dich selbst gar nicht mehr: und dennoch willst du nicht bessern, was so ist, nur klagen, daß es so ist! Du wirst, wahrscheinlich frühzeitig, aber gewiß für dein Sehnen noch immer zu spät, in die Arme der Mutter-Erde sinken, und wenige werden deine Grabstätte besuchen! —

Oder vielleicht greift der Geist der Unruhe und Empörung in Alonzo's Vaterlande um sich —: dann ist der durch keine Süßigkeit häuslichen Glüks gemilderte Reiz, seine ältesten Neigungen, seine geheimsten und innigsten Wünsche vielleicht erfüllt zu sehen, zu groß für Alonzo's Heftigkeit. Er wird

an den Versuchen der Unruhigen Antheil nehmen — thätigen, lebhaften, aufopfernden Antheil. Er tritt auf unter seinen Freunden und Bundesgenossen — von ihnen vergöttert. Werden sie von der Uebermacht unterdrükt: so fällt Alonzo stolz, aber glüklich in seinem Enthusiasmus. Gelingen ihre Unternehmungen, und der Redliche siehet dann, daß er denn doch im Wesentlichen nichts durchgesezt habe, daß er auch hier der nicht bessern Uebermacht weichen müsse, daß er wohl gar ein Spiel listiger, heuchlerischer, nur aus niedrigem Eigennuz neuerungssüchtiger Betrüger gewesen sey: dann fällt er langsamer, aber vielleicht in Verzweiflung — wenigstens mit tiefstem Kummer und Herzeleid. Ihm folgt dann das Achselzucken der Schwachen, das Höhnen der Schlechten, das Schmähen der Söldlinge; und kein Freund wagt es, eine Thränenweide auf sein stilles Grab zu pflanzen. Armer Alonzo! —

III.

Kleine Gemälde.

I.

Der ehrliche Bramin.

Ich bin zum Erstaunen viel gereiset — wie Jedermann weiß. Wir Gelehrten setzen zuweilen als allgemein bekannt voraus, was keinem Menschen bekannt ist. Die Leute schämen sich dann, Etwas nicht zu wissen, das Jedermann wissen soll, und schweigen. Auf diesen meinen Reisen also traf ich in Indien einen alten Braminen an — einen sehr verständigen Mann, der viel Gelehrsamkeit, und doch dabey viel Geist hatte. Ja, er war sogar sehr reich, er hatte alles, was gemeiniglich das Leben angenehm macht: und besaß dennoch viel Gelehrsamkeit und viel Kopf. Sein Hauswesen wurde von drey

jungen Damen musterhaft verwaltet. Diese bemüheten sich, ihm zu gefallen, und wenn der alte Herr sich nicht mit seinen Damen abgab, so gab er sich ab mit Philosophieren.

Nahe bey seinem schönen, reichverzierten, geschmakvollen Hause, an das noch vortreffichere Gärten stießen, wohnte eine alte Indianerin — bigot, einfältig, und sehr arm.

Einesmal sagte mir der Bramin:

Ich wollte, ich wär' nie gebohren —

Ey, warum denn das? —

Ich studiere seit vierzig Jahren, und habe vierzig Jahre verlohren; ich unterrichte Andere, und weiß selbst nichts; ich fühle mich in diesem Zustande so niedrig, er ist mir so widerlich, daß mir das Leben unerträglich wird. Ich bin gebohren, ich lebe in der Zeit, und weiß nicht, was Zeit ist. Einige unsrer Weisen sagen, Zeit ist nichts, als Urform unsrer Sinnlichkeit; sie können recht haben — aber dieser Gedanke wirft mir alle meine zeitherigen Vorstellungen so mörderlich zusam-

men, daß ich es nicht wage, ihn anzunehmen. Andere behaupten, Zeit ist ein Punkt zwischen zwey Ewigkeiten: das verstehe ich nun ganz und gar nicht, weil ich von der Ewigkeit keinen Begriff habe. Ich bin von Materie zusammengesezt — ich denke aber auch. Einige Philosophen sagen: der Mensch ist nur ein Eines; blos aus Bequemlichkeit, blos um leichter erläutern zu können, hat man seine Einheit getheilt und ihn als Geist und Körper betrachtet. Sie können recht haben; aber mein ganzes Gefühl widerspricht, daß es eins und dasselbe in mir sey, was einen Hammelbraten verdauet und den Lauf der Gestirne berechnet. Andere sagen, ein anderes Wesen in dir denkt, ein anderes dienet diesem nur als Hülle, damit jenes auf dieser Erde existieren, und seine Bestimmung erreichen könne. — Sie können auch recht haben; aber da hab' ich nun wieder vom Einfluß meines sogenannten Geistes in meinen sogenannten Körper nicht die geringste Idee. Manche wollen mir das erleichtern und sprechen mir viel vor von einem subtilen

Exzerpt oder vielmehr ätherischem Resultat meines Körpers, von einem Seelenorgan, von Gehirnfibern, von Nervengeist und Nervenäther: das mag alles recht gut seyn, aber es erläutert mir die Sache nicht um ein Haar. Das feinste Körperliche bleibt körperlich, und ein Mittelding zwischen Körper und Geist ist mir unbegreiflicher als alles —

Das ist sehr schlimm, mein ehrwürdiger Vater, sagte ich.

Freylich ists schlimm — fuhr er fort: aber höre das noch weit schlimmere. So wenig ich weiß, wie ich auf diese Erde gekommen und was ich bin: so wenig weiß ich auch, warum ich da bin. Der Eine sagt: Mensch, du bist hier, um glükselig zu seyn; der Andere spricht: du bist hier, um zu leiden und durch Leiden zur Herrlichkeit einzugehen. Hier lehrt Einer: tugendhafte Thaten bestimmen deinen Werth, diese zu üben ist dein einziger Beruf; dort ruft ein Anderer aus: erhebe dich über die äußere Welt, welche am Sichtbaren, an Thaten, hängt! steige hinab in die Tiefen dei-

nes Wesens: nur dein Sinn giebt dir Werth oder Unwerth. Das ist mir der schönste Weg zum faulen und aufgeblasenen Selbstbeschauen, ruft jener höhnisch gegen diesen. Das ist mir der schönste Weg zu unreiner Legalität, ruft dieser verächtlich gegen jenen. Nähere dich immer mehr der Natur, und du wirst gut und glükselig zugleich — verspricht man mir von der einen Seite; erhebe dich über die Natur und alles, was blos natürlich ist, oder du bleibst ein Sklav deiner Sinnlichkeit — führt man mich an von der andern Seite. Welche von diesen Partheyen hat Recht? Brama mag's wissen: ich weiß es nicht. Gleichwohl bin ich doch nun hier ein angesehener Lehrer der Weisheit; in göttlichen und menschlichen Dingen wohl bewandert und hoch erfahren. Da fragen sie mich nun alle Tage über dergleichen Dinge — antworten muß ich, etwas Vernünftiges weiß ich nicht zu sagen: ich schwatze viel hinüber und herüber, bleibe verwirrt, und schäme mich vor mir selbst, wenn ich ausdemonstrirt habe. —

Bey den geheiligten Mäusen des Wischnu versezte ich; ich hätte nimmermehr

gedacht, daß es auch bey euch der Philosophieen so viel- und mancherley gäbe — Hält sich auch jede dieser Philosophieen für die einzig untrügliche, einzig wahre, allein seligmachende, ja alleinige Philosophie?

Das läßt sich ihnen nicht so geradehin nachsagen — erwiederte er. Nur diejenige, welche dem Geist der Zeit nach gerade oben schwimmt, ruft dies von sich aus; indeß die andern durch desto sanftmüthigere Toleranzpredigten sich bey den Empfindsamen einzuschmeicheln suchen — versteht sich, bis es ihnen etwa gelingt, sich hinaufzuarbeiten. Dann machen sie's, wie jene. Doch wir kommen von der Hauptsache ab. Begreifst du, daß das Zuleztangeführte noch weit schlimmer ist, als das Erste?

Ich begreife, ehrwürdiger Vater!

Nun so höre das allerschlimmste! Ich habe dir schon gesagt, daß ich auch Lehrer der göttlichen Dinge bin. Da hört's nun gar nicht auf, daß mich gute Leutchen fragen — z. B. ob Brama vom Wischnu erzeugt worden, oder ob beyde ewig sind; oder

auch, ob Brama vom Wischnu erzeugt worden und dennoch beyde ewig sind. Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Wort davon verstehe. Dann kommen andere gute Leutchen und sagen: Ach, ehrwürdiger Vater, erklärt uns doch, woher kommt nur das viele Uebel in der Welt? Ich bin so sehr in Verlegenheit, als die, welche mich fragen. Ich sage ihnen zuweilen, daß eigentlich nichts übel sey, weil wir in der besten Welt leben: aber die Armen, welche unter dem Druck des Despotismus seufzen, oder durch Krieg zu Bettlern geworden sind, oder denen der Hagel ihre Felder verwüstete, oder die gebrechlich und mit Erbkrankheiten gebohren sind, u. s. w., die glauben mir's nicht, mein Herz wird bewegt, und dann glaube ichs eben so wenig. Ich ziehe mich zurück, versenke mich in neue Grübeleyen, und bleibe unwissend, wie zuvor. Ich lese unsre alten Schriften: sie vermehren meine Zweifel. Ich frage meine Herrn Kollegen — Ey, genießt den Reiz des Lebens, und laßt die Welt gehen, wie sie will — sagen die einen; die andern wollen der Sache auf den Grund kommen, demonstrieren herüber

und hinüber, und verirren sich in metaphysische Quästionen, daß sie am Ende selbst nicht mehr wissen, was sie demonstrieren wollten. Alles vermehrt die schmerzlichen Gefühle, die mich heimlich peinigen. Ich bin zuweilen der Verzweiflung nahe, wenn ich so nach aller Anstrengung meiner Geisteskräfte nicht weiß, was ich bin, woher ich gekommen, warum ich da bin, wohin ich gehen werde, und was aus mir werden wird — —

Der Zustand des armen Mannes lag mir schwer auf dem Herzen. Mein Bramin war so verständig! so rechtschaffen! so gutmüthig! Es war mir, als ob ich begriff — je mehr Licht er im Kopfe und je mehr Gefühl er im Herzen hätte, desto unglüklicher wäre er.

Da kam die alte Frau aus seiner Nachbarschaft gegangen — ruhig, heiter und guter Dinge.

Gute Alte,

redete ich sie an,

was meynt Ihr von den Urformen der Sinnlichkeit? oder wenigstens — was

habt Ihr für ein System über Euer Daseyn, Eure Bestimmung und Eure Zukunft, das Euch so ruhig und zufrieden macht? Was haltet Ihr von der Einheit des Menschen, oder vom Einfluß des sogenannten Geistes auf den sogenannten Körper? vom physischen und moralischen Uebel? —

Ich wollte noch so manches fragen, aber sie verstand meine Fragen nicht und sahe mich groß an. Die gute Frau hatte in ihrem ganzen Leben nicht an einen einzigen der Punkte gedacht, welche den Braminen drükten und quälten; sie glaubte an die Verwandlungen des Wischnu steif und fest, und wenn sie zuweilen ein wenig geweihetes Wasser aus dem Ganges haben konnte, um ihre Sünden damit abzuwaschen, so war sie das glüklichste Weib unter der Sonne.

Befremdet durch das Glück dieser armseligen Kreatur, ging ich zu meinem Philosophen zurück.

Ihr erhabner Lehrer göttlicher und menschlicher Dinge —

sagte ich,

schämt Ihr Euch nicht, unglüklich zu seyn, da es vor Eurer Hausthür eine alte Automate giebt, die über gar nichts denkt und so glüklich lebt? —

Ihr habt recht,

antwortete er mir;

ich habe mir's mehr als hundertmal vorgesagt, daß ich glüklich seyn würde, wenn ich so einfältig und gefühllos wäre, als meine Nachbarin; und dennoch möchte ich ein solches Glück nicht — —

Diese Antwort meines alten Braminen machte tiefern Eindruck auf mich, als alles übrige. Ich fragte mich selbst aufs Gewissen, und fühlte, daß auch ich nicht glüklich seyn möchte unter der Bedingung der Geistesarmuth und Unempfindlichkeit.

Ich legte die Sache den Philosophen vor und sie waren meiner Meynung. So giebt es also, sagte ich, einen schreklichen Widerspruch in unserm Wesen. Denn wohin strebt alles in uns? Glüklich zu seyn. Ohne Geistesbeschränktheit und Unempfindlichkeit ist man das aber nicht, und diese will man

wieder nicht — ! Es ist also klar, man sollte alles Denken unterdrücken und verbannen, und die vielen großen Herrn unsrer Tage, die alles mögliche thun, um dies zu bewerkstelligen, handeln weise und sind Wohlthäter unsers Geschlechts, weil Denken und Fühlen zum Unglück führt. — Sehr viele unter den Philosophen des Tages waren meiner Meynung, und doch wollte kein Einziger auf Kosten seines Geistes dies Glück annehmen. Daraus schloß ich, daß es in der Natur unsers Wesens liege, gern glüklich, aber noch weit lieber vernünftig und empfindlich seyn zu wollen.

2.

Der einäugige Sakträger.

Daß wir zwey Augen haben, macht uns nicht glüklicher. Mit dem einen sehen wir das Gute, mit dem andern die Uebel des

Lebens. Viele Leute haben die schlimme Angewohnheit, das erste zuzumachen; sehr wenige schließen das zweyte. Das ist die Ursache, warum so mancher lieber blind seyn, als alles das sehen möchte, was er siehet. Glüklich sind die Einäugigen, die das Auge verlohren haben, welches alles, was es ansiehet, eitel und langweilig findet! Mesrour, den ich bey meinem Aufenthalte im Morgenland kennen lernte, ist davon ein schönes Beyspiel.

Nur ein Blinder sahe nicht, daß Mesrour einäugig war. Er war es von Geburt; aber er war so zufrieden mit seinem Zustande, daß er sich in seinem Leben kein zweytes Auge wünschte. Nicht etwa Glüksgüter ersezten ihm diesen Naturdefekt; er war ein Sakträger, nichts weiter, und hatte keinen andern Schatz, als seine Schultern: aber er war glüklich und gab einen Beweis ab, daß ein Auge mehr oder weniger sehr wenig zu unserm Glück beyträgt. Je mehr er arbeitete, desto mehr Geld und Appetit erwarb er sich. Er strengte sich den Tag über an, aß und trank des Abends, schlief des Nachts, und betrachtete jeden Tag seines

Lebens als ein ganzes Leben — denn keine Sorge für das Morgende stört ihn im Genuße des Heutigen. Er war also, wie man siehet, zugleich einäugig, Sakträger und praktischer Philosoph.

Einesmals legte er sich, nach saurem Vormittage, in den Schatten einer Ulme, um ein wenig auszuruhen. Da sah' er in einem prächtigen Wagen eine vornehme junge Dame vorüberfahren, die ein Auge mehr hatte, als er. Doch verhinderte ihn dies lezte nicht, sie sehr schön zu finden. Er war also nicht wie viele Leute, die das nur schön finden, was ist, wie sie sind. Und da sich die Einäugigen von andern Menschen durch nichts unterscheiden, als daß sie ein Auge weniger haben, so verliebte er sich herzlich in die junge Dame. Man wird vielleicht sagen: wenn man Sakträger und einäugig ist, so muß man sich nicht verlieben, noch weniger in eine junge vornehme Dame, und am allerwenigsten in eine Dame, die zwey Augen hat. Ich gestehe selbst, daß sehr zu befürchten stehet, man werde seine Wünsche nicht erfüllt sehen: aber da keine Liebe

ohne Hoffnung ist, so hoffte auch unser Mesrour, sobald er liebte.

Er hatte mehr Füße als Augen, und die erstern waren in sehr guten Umständen; er verfolgte also den Wagen seiner Königin, obschon die schönen milchweißen Pferde zu fliegen schienen. Die Dame fuhr sich und ihr Kammermädchen selbst. — Es war gerade damals im Morgenlande die nehmliche Mode, welche bey uns heutges Tages die neueste ist. Nicht einmal einen Bedienten hatte sie bey sich; denn die Männer bildeten sich ein, die Weiber wären tugendhafter, wenn sie allein, als wenn sie in Gesellschaft wären. Es blühete also ein System, welches dem Raisonnement gewisser Moralisten, daß in der Einsamkeit keine Tugend möglich sey — geradezu entgegengesezt war; und man neigte sich, wie man siehet, mehr zu der Meynung des Herrn Garve, als zu der des Herrn Zimmermann von der Einsamkeit.

Die Damen fuhren durch ein kleines Gehölz. In einem Nu sprangen drey Räuber aus dem Gebüsch; einer hielt die Pferde auf, die beyden andern sprangen auf die

Speichen der Räder des Wagens. Der eine von diesen zweyen hielt der jungen Dame eine Pistole vor die Brust, der andere machte gar Miene, sie aus dem Wagen zu reißen. Die Damen stießen einen Todesschrey aus, Mesrour sprang herzu, gab dem Verwegnen, der Hand an seine Gebieterin zu legen wagte, einen so entsezlichen Schlag mit seinem Knotenstock, daß er ohne Bewußtseyn darniedersank; der zweyte erhielt in demselben Moment einen nicht viel weniger gewichtigten Schlag, und der dritte wollte den seinigen gar nicht abwarten, sondern nahm den ersten, der sich noch immer nicht besann, auf die Schultern, und alle drey entwischten wieder ins Gebüsch.

Wer Du auch bist —

sagte die Dame, als sie sich wieder ein wenig zu erholen anfing;

ich werde Dir's nie vergessen, daß ich Dir mein Leben zu verdanken habe. Sage selbst — womit kann ich Dir dienen? Was ich bin und habe — —

„Ach, schöne Dame —

fiel der Sakträger ein,

ich hätte wohl mehr Grund, Euch alles anzubieten, was ich bin und habe. Aber wenn ich das auch thäte, so böte ich Euch doch immer weniger an; denn ich habe nur Ein Auge, und Ihr habt deren zwey, und so schöne! Aber Ein Auge, das Euch siehet, ist mehr werth, als zwey, die Euch nicht sehen —

Die Dame lächelte ein wenig, denn sogar die Galanterien eines Sakträgers bleiben Galanterien, und Galanterien machen immer ein wenig lächeln. Sie brach das Gespräch ab, und wendete sich mit der Frage an ihr Mädchen:

Kind, wird es nun nicht das beste seyn zurükzukehren? Unsre Freude ist uns einmal verderbt! —

Allerdings! allerdings!

rief das Mädchen —

wollte doch Mahomet, daß wir schon zu Hause wären! —

Nunu,

sagte Mesrour,

erlaubt! alles mit der Zeit! Aber, schöne Dame, werdet Ihr mir verstatten, euren Wagen noch ferner zu begleiten? Man kann nicht wissen, die Räuber dürften einen neuen Versuch wagen — —

Ihr werdet Euch noch mehr Dank damit bey mir verdienen — erwiederte die Schöne. Die Fahrt ging also wieder zurück; aber die Pferde waren durch diesen Vorfall etwas verwirrt geworden. Die Dame, die sie selbst regierte, war es auch, und noch ängstlich oben drein. Es war unmöglich — man konnte es auf diese Art nicht im Wagen aushalten. Mesrour hätte sich gern zum Kutscher angeboten: aber so gut er trug, so schlecht fuhr er. Die Dame überließ also die Pferde ihrer Nadine, stieg aus, und wollte bis zur Stadt zu Fuß gehen.

Die Dame hatte sehr kleine niedliche Füße, aber noch kleinere niedlichere Schuhe; die beliebte Fußreise wollte also auch nicht gut von statten gehen. Die Ueberzeugung, einen schönen Fuß aufweisen zu kön-

nen, überwiegt die Schmerzen, ihn jämmerlich zusammengepreßt zu haben, wenn man sein Leben im Wagen oder auf dem Sopha hinbringt: aber wenn man auf der Landstraße wandert, und vornehmlich ohne andere Gesellschaft, als die eines Sakträgers — wo will man Trost und Beruhigung hernehmen? Die Schöne schwankte, zitternd sezte sie jeden Fuß auf den Boden, ängstlich vermied sie jedes Steinchen. Wie groß war Mesrours Mitleid! wie gern hätte er ihr seine starke Hand geboten, sie zu unterstützen. Aber, ach! die Hand war nicht nur stark, sondern auch braun, hart und mit Schwielen besezt; die ihrige weiß, sammetweich und mit Brillanten verziert! Er verwünschte heimlich zum erstenmal sein Schiksal, sie verwünschte noch heimlicher zum erstenmal ihren Schuhmacher. Sie schlich seufzend voran, er schlich seufzend hintennach, und hatte dabey Zeit zu bemerken, in wie schönen Wellen das schneeweiße Gewand von ihrer schlanken Taille zur Erde floß; wie die schönen Perlen, in die Kreuz und Queer durch ihr geloktes Haar gezogen, in der Sonne spielten; wie einige krause Lökchen

die hohe gewölbte Stirn leicht beschatteten, und durch ihre Schwärze das blendende Weiß noch mehr hoben. —

Endlich vermochte es die Dame nicht, weiter zu gehen. Sie sezte sich matt auf den Abhang eines Hügels unter die Blumen — sie, selbst die schönste Blume. Sie seufzte und sagte nichts; er stand schüchtern von weitem, seufzte auch, und sagte auch nichts. Ein ferner Donner richtete beyder Augen gen Himmel. Sie sahen, daß sich ein fürchterliches Gewitter zusammengezogen hatte, und nun langsam feyerlich heraufwogte. Sie rief:

Allah, großer Allah, erbarme dich! Was will aus der armen Melinade werden! —

Sie versuchte aufzustehen, aber sie vermocht' es nicht und sank entkräftet zurück. Mesrour hätte vergehen mögen.

Keine Hülfe! keine Rettung! Wie will ich zur Stadt kommen? rief sie weiter im schmerzlichsten Ton. Das ergriff Mesrourn allzusehr —

Auf meinen Armen!

rief er, und vergaß, daß er Sakträger, einäugig und nicht eben allzureinlich war. Er machte sogleich Anstalt, sein Wort in Erfüllung zu bringen. Die Dame wehrte dies erst ein wenig ab, wie sichs gehörte, ließ es aber am Ende doch geschehen. Mesrour nahm sie so zart, als ihm möglich war, auf seine starken Arme, und eilte mit der schönen Bürde schnell und glüklich, wie ein Satyr, der eine Nymphe erhascht hat und nach seiner Höhle trägt, der Stadt zu. Auf einmal schien ein Stoß des fürchterlichsten Erdbebens die Erde aus ihren Angeln zu reißen, und Mesrour — erwachte.

Es war nicht der Stoß eines Erdbebens, sondern eines seiner Kameraden, der sich neben ihm gelagert hatte, was ihn aufwekte —

Was ist das?

rief der arme Mesrour;

wo ist der Wagen? wo sind die milchweißen Pferde? wo ist die noch weißere Melinade? —

Narr,

fiel der Kamerad ein,

merkst Du denn nicht, daß Du das alles nur geträumt hast? Du quältest Dich in Deinen albernen Träumen so ab, daß michs dauerte; deswegen hab' ich Dich aufgerüttelt —

Häßlicher Dienstfertling —

rief Mesrour heftig aus;

wenn mein Glück auch nur ein Traum war, so entzükte er mich doch bis ins Paradies des Propheten! Warum mußtest Du mich darin stören? Was giebst Du mir für das mir entrissene Glück? —

Die Wahrheit, daß es ein leerer Traum war — —

Eine Wahrheit, bey der ich mich so unglüklich fühle! Ach hättest Du mich in der glüklichen Selbsttäuschung gelassen! —

Alberner Mensch, Du würdest ja doch einmal erwacht seyn — !

Aber später; und ich hätte doch mein Glück so lange genossen, als es das Schiksal verstattete! —

3.

Die Getrösteten.

Der etwas junge Philosoph X... besuchte seine Freundin Y. in ihrer Trostlosigkeit. Trostlos war sie; worüber? weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß sie wirklich Grund hatte, es zu seyn.

Madame,

sagte der Philosoph;

erinnern Sie sich an die Königin von England, Tochter des großen Heinrichs des vierten — Sie war so unglüklich, wie Sie; man vertrieb sie aus ihren Königreichen, auf dem Meer kam sie durch Ungewitter beynahe um, sie sahe ihren Gemal auf dem Schaffot sterben —

Sie dauert mich herzlich, sagte die Dame, und weinte fort über ihr eigenes Unglück.

Oder erinnern Sie sich —

fuhr der Tröster fort,

an Maria Stuart. Zum Glück habe ich Genzens Taschenbuch für das Jahr 1799 bey mir. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die sehr artigen Kupfer zeige, und gedenken Sie dabey dieser Dame, die wahrlich noch weit unglüklicher war, als Sie sind. An einen Gemal gekettet, der ihrer keine Stunde würdig war, schenkte sie ihre Liebe einem wackern Musiker, der einen so schönen Tenor sang. Ihr Gemal brachte den lieben Sänger vor ihren Augen um. In der Folge ließ ihre gute Freundin und königliche Schwester Elisabeth von England, die sich eben so gern die große, als die Jungfrau nennen hörte — ihr den Kopf abschlagen auf einem mit schwarzem Tuche gar zierlich bekleideten Schaffot, nachdem sie sie achtzehn Jahre gefangen gehalten hatte — Sehen Sie; hier nimmt sie Abschied — —

Die Dame warf einige flüchtige Blicke auf das Kupfer, sagte: Ja, das ist sehr grausam — und versank wieder in ihre Melancholie.

Oder haben Sie etwa, beste Y.,

fuhr der Tröster fort,

von der schönen Johanna von Neapel sprechen gehört? Sie wurde gefangen gesezt und erdrosselt, da — —

Ich erinnere mich dunkel daran — sagte die Betrübte.

Der Philosoph, der nicht so unwillig ward, wenn seine Lehren nicht sogleich nach Wunsch verfangen wollten, als gar viele Philosophen, sprach weiter:

Nun so muß ich Sie an die furchtbaren Ereignisse unsrer Tage erinnern: an eine Antoinette von Frankreich, deren schönes Haar, worauf ein Jahr zuvor noch tausend Sonnette in Paris gemacht wurden, in einigen Monaten vor Gram schneeweiß ward; die in der Kleidung gemeiner Missethäterinnen sich zum öffentlichen Schaffot bringen und ihren Kopf der Guillotine reichen mußte, und — was das allerschmerzlichste war — ohne ein bemerkliches Zeichen des Mitleids bey ihren ehemals sie anbetenden Unterthanen; an eine wackere, tugendhafte Prinzessin

von Lamballe, deren Kopf man auf einer Pike umhertrug und ihren Verwandten präsentierte; an die guten armen Tanten Ludwigs, die in dem freundschaftlichsten Lande nicht einmal ein Schiffer aufnehmen wollte, um sie zu retten — —

Mein Mann bemühet sich, mich recht genau in der Geschichte der neuesten Revolutionen zu unterrichten — fiel die trauernde Dame ein — Warum wollen Sie denn aber, daß ich nicht an mein Unglück denken soll? —

Weil es gegen die Würde und Erhabenheit der Menschennatur ist, an seinem Unglück zu hängen und gleichsam darüber zu brüten, statt daß man sich darüber erheben, und dem Gedanken an Nothwendigkeit und Zwekmäßigkeit in der Nothwendigkeit Raum geben sollte. Da ich aber sehr wohl weiß — der sinnliche Mensch braucht Adjumente, Reizmittel, Madame, um sich zum Reinen zu erheben: darum führe ich Sie in die Gesellschaft so vieler großen Damen, die weit unglüklicher wurden als Sie, damit

Sie, meine Freundin, fühlen, wie unwürdig es sey, in Ihrem Schiksal zu verzweifeln. Denken Sie noch an Hekuba, an Niobe, an — —

Ach mein Herr, fiel die Freundin von neuem ein — wenn Sie allen diesen Damen mein Unglück erzählt hätten; glauben Sie denn, daß sie Ihnen Gehör gegeben haben würden? —

Der Philosoph ging fort und beklagte im Herzen die durch überwiegende Sinnlichkeit traurige „Lage" der schwachen Weiber. Einige Wochen darauf verlohr er seinen einzigen geliebten Sohn, und wollte vor Schmerz sich in den Tod legen. Die Dame ließ eine Liste von allen Königen fertigen, die ihre Söhne verlohren hatten, und schikte sie ihm zu. Der Philosoph sahe sie durch, fand sie sehr vollständig und genau abgefaßt, weinte aber dennoch, wie vorher.

Ein Jahr darauf trafen sie sich wieder und waren erstaunt, einander so heiter und guten Muths zu finden. Die Dame ließ eben in ihrem chinesischen Garten einen griechischen Tempel errichten. Der Philosoph,

der zugleich Kunstkenner war, und ein Kollegium über die Aesthetik angeschlagen hatte, rieth ihr, ihn der Zeit zu widmen, und unter die Statue derselben die Inschrift zu setzen: Der Trösterin. —

4.

Der Autor.

Mein Onkel hatte einen alten vertrauten Freund, der Oberpfarrer des Städtchens, und ein recht braver, gewissenhafter Mann war. Seine Predigten taugten zwar nicht viel; aber in der ganzen Gegend gab es keinen erbaulichern und berühmtern Krankenbesucher. In jüngern Jahren war er, als Feldprediger, ziemlich mit der Welt bekannt worden; und das kam ihm bey diesem Geschäft trefflich zu statten. Wenn er in schwarzem Kleide und großer Perücke war, so polemisierte er gewöhnlich, und wurde langweilig; wenn er im Schlafrock und Pantoffeln war, so politisierte er gewöhnlich,

und wurde erträglich. Aber sehr angenehm und unterhaltend war er, wenn er gewissermaßen mitten innen stand, und in farbigem Kleid und kurzer Perücke auftrat: denn alsdann erzählte er. Meine Tante hatte zwey Lieblingsneigungen — zu lesen und Borten zu knöpfeln. Das beste dabey war, daß sich beyde zugleich befriedigen ließen: indem ihre Finger mit den Knöpfeln spielten, spielte ihr Geist mit etwanigen Ideen. Sie las Gellerten, und immer Gellerten, und nichts als Gellerten — in jüngern Jahren, weil es eben nichts besseres gab; in spätern, weil sie ihn in jüngern so gern gelesen hatte. Wenn sie eine besonders erwekliche Stelle fand, so las sie diese uns Knaben, die wir um sie her auf dem Boden Kartenhäuser baueten, auch wohl laut vor, und wir achteten nicht viel darauf. Wenn sie am Ende noch einige eigene Nuzanwendungen hinzugesezt hatte, beschloß sie gewöhnlich: Seht, Kinder, das merkt euch hübsch! Und wir antworteten treuherzig und fröhlich: Ja, Tantchen! und baueten fort.

So hatte sie es einesmals auch mit Gellerts Erzählung: der Freygeist — ge-

macht. Eben hatte sie uns gelesen, wie dieser beym Hinscheiden noch in der Eil von seiner Magd bekehret wurde, und dem Dichter den Schlußreim abzwang: So stark sind eines Freigeists Lehren —: als der Oberpfarrer eintrat. Nachdem die Tante noch gesagt hatte: Seht, Kinder, das merkt euch hübsch — so hieß sie ihn freundlich willkommen. Wir freueten uns seiner Ankunft, denn er war heute in farbigem Kleide und runder Perücke. Wir liefen und brachten den Onkel.

Was sollen sie sich denn hübsch merken, Frau Gevatterin? sagte der Oberpfarrer.

Je, die Geschichte mit dem Freygeist da! antwortete die Tante.

H—m! Ja —! sagte er; der Onkel kam, und das Gespräch über den Freygeist wurde weiter fortgesezt. Ich weiß aber nichts mehr davon, sondern ich wartete nur auf ein Geschichtchen, das gewiß nicht mehr lange ausbleiben würde. Endlich kam es —

Ich muß Ihnen doch einen kuriosen Casum erzählen. Er ist mir selbst begegnet mit ei-

nem ähnlichen Manne, der zugleich gegen die Religion schrieb! Es war Anno 1776, den siebenden — nein, den neunten post Trinitatis: ich hatte ja den Vormittag eben vom ungerechten Haushalter gepredigt! Da wurde ich eilig zu dem saubern Herrn gerufen, und man sagte mir, er läge in den lezten Zügen und habe Verlangen nach mir. Ich komme hin, und beydes hat seine Richtigkeit. Nun habe ich die Gewohnheit bey solchen Gesprächen, nach des berühmten Deylings Rath in seiner Institutione pastorali, vom Evangelio Veranlassung herzunehmen: glaubte aber diesmal, aus leicht begreiflichen Ursachen, von dieser Methode abgehen zu müssen, und leitete nur erst ein allgemeines freundschaftliches Gespräch ein. Da bemerkte ich denn gar bald zu meiner Befremdung, daß der Kranke schon ganz in der Stimmung des Gemüths sey, in welche ich ihn nach und nach zu versetzen gedachte. Er machte sich selbst die heftigsten Vorwürfe — vornehmlich darüber, daß er gewiß so viele rechtschaffne, gute Menschen durch seine Schriften um ihre Seelenruhe gebracht und vielleicht in ein zügelloses Leben gestürzt ha-

be. Das Schmerzlichste hierbey schien ihm das zu seyn, daß diese Würkungen seiner Arbeiten auch noch so lange nach seinem Tode fortdauern müßten. Da ich die Lebhaftigkeit seiner Betrübniß sahe, befahl mir die Pflicht, ihn, mit Behutsamkeit, zu beruhigen, und ich that es, indem ich ihn selbst auf dieses lebhafte Gefühl seiner Verirrung, auf diese lebhafte Reue, als Zeichen seiner Besserung u. s. w. aufmerksam machte.

Ich kann nicht sagen, daß diese meine Vorstellungen viel auf ihn gewürkt hätten; im Gegentheil fiel er noch heftiger ein: Es bleibt empörend —; indem diese elende Hülle modert, würkt meine Thätigkeit fort, und immer weiter fort zum Verderben meiner Brüder. — Ich gestehe es, ich war erschüttert, und wußte zu seiner Beruhigung nichts, als etwa Folgendes zu sagen. Sie thun allerdings wohl, mein Andächtiger und Geliebter, daß Sie auf solche Weise an die Anwendung Ihrer Talente und Ihrer Zeit denken. Allein danken Sie auch Gott, daß das Verderben, welches Sie damit gestiftet zu haben glauben, nicht so groß ist. Die gute Sache der Religion stehet zu fest in

den Herzen unsrer Brüder, als daß sie durch — großentheils so leichte Angriffe gestürzt werden könnte. Glauben Sie nicht, daß Ihre Schriften von großer Würkung seyn werden oder gewesen sind. Ihre nähern Bekannten etwa abgerechnet, haben sie gewiß sehr wenig Menschen mit Achtsamkeit gelesen. Bey weitem die meisten von denen, welche in Buchläden und Lesebibliotheken eifrig nach so Etwas fragen, denken nicht an die Sachen, sondern suchen das Antheilchen Witz, womit dergleichen Werkchen gewöhnlich ausstaffiert sind, zu einer stundenlangen Unterhaltung, und zu weiter nichts. So ist es gewesen, da Ihre Arbeiten Neuigkeiten waren; wie viel mehr wird es so seyn, wenn sie von andern verdrängt sind! Ja, vielleicht denkt schon jezt, indem Sie mit so redlicher Gewissenhaftigkeit sich darüber ängstigen, kein Mensch, außer uns, mehr an diese Ihre Abhandlungen. — — Hier bemerkte ich erst, wie sich die Stirn des Sterbenden immer mehr in Zorn zusammenzog. Jezt wendete er mir, mitten in einem Hauptperioden, den Rücken zu, und sagte zu einem seiner Freunde, der auf der andern Seite

des Bettes saß: Schaff mir den ungeschliffenen Salbader vom Halse! —

Wie? fiel meine Tante ganz erschrocken ein, und die Knöpfel entfielen ihren Händen —

Ja, wahrhaftig, Frau Gevatterin, so sagte er — fuhr der Oberpfarrer ganz gelassen fort. Der Kranke erholte sich, zu aller Verwunderung, wieder, und hat hernach noch einige ähnliche Werkchen in Druck ausgehen lassen: aber zum Glück mit keinem größern Erfolg, als vorher — —

5.

Das gute Beyspiel.

Der Lieutenant von B— war, zu meiner Verwunderung, wohl in vierzehn Tagen nicht zu mir gekommen. Sonst kam er ziemlich alle Tage; wäre es auch nur gewesen, um sich, wenn er vom Exerzierplatze

heimging, bey mir den Staub von der Uniform zu kehren. Durch einen Zufall werde ich neulich Vormittags an's Fenster gelokt: da kömmt B— denselben Weg und will wieder vorbeyeilen, ohne auch nur heraufzusehen. Ich rufe:

Lieber B— Sie kommen ja gar nicht mehr zu mir?

Er stuzt, siehet herauf, sagt freundlich: Aha, sind Sie es? Haben Sie noch Kaffee? — dann will ich gleich kommen!

Kaffee und Bürsten —!

Er war schon herein und stand neben mir. „Ich bin also so lange nicht bey Ihnen gewesen? Kurios!“ — „Ja, so find' ichs auch“— „Ich habe wenigstens immer herauf gewollt.“— „Es ist zuweilen ein schlimm Ding um die—blos guten Willen“ — „Aber es hat auch seinen guten Grund, wenn ich nicht gekommen bin“ — „Dann allen Respekt —“ „Ich hatte keine Zeit“— „Daran fehlt es sonst Euch Herrn am wenigsten“ — „Ja; aber in meinen Umständen“ — „Was sind das für Umstände—?“ — Mit blitzenden Augen und feuriger Bewegung faßte er meine Hän-

de: „Sehen Sie, Herr: ich bin verliebt; bis an die Ohren verliebt“ — „Zum Glück nicht das erstenmal“ — „Und doch, mein Schatz — und doch! Sonst — ach Gott, da war ich verliebt, wie — wie man nun so verliebt ist: aber jezt“ —— „Sind Sie es, wie man nicht verliebt ist?“ — „Ja, wahrhaftig; sondern wie man liebt, wie man seyn muß, um zu heyrathen.“ — „Heyrathen? Sie?“ — „Heyrathen! Ich!“ — Hier erfolgte eine äußerst lebhafte Schilderung der Reize seiner Geliebten. Nach seiner oftmaligen Versicherung waren sie unaussprechlich, aber er sprach sie dennoch aus. „Kenne ich diese Ueberirdische?“ unterbrach ich ihn. — „Ja; aber von ihren Augen wollt' ich Ihnen sagen.“ — — Ich ließ ihn wieder eine Weile schildern — „Nun kann ich mir ihre Augen recht gut denken, liebster B—; aber ihren Namen noch nicht“ — —

Endlich erfuhr ich, seine Geliebte sey die Fräulein U—, und wünschte ihm nun von ganzem Herzen Glück. Vortrefflicher konnte er nicht wählen. Er war entzükt, als ich ihm dies sagte. Er umarmte mich, und versprach mir in der Eil, ich sollte bey sei-

ster Hochzeit nichts, als den edelsten ungari- schen Wein zu trinken bekommen. „Ihr seyd also schon ganz aufs Reine?" fragte ich. — „Ja, Gott sey Dank" — „So, daß schon von der Hochzeit die Rede ist?" — „Ja! ja! Nur der alte Onkel weiß noch nichts" — sezte er ganz gleichgültig hinzu. „Wie? der Onkel weiß noch nichts? Der Onkel, von dem Klärchen ganz abhängt? Der sie als Kind angenommen hat? Ohne den sie arm, ganz arm ist?" — „Verwünscht seyen Ihre Exklamationen! Aber es ist wahr, wir haben einen dummen Streich gemacht! Nun (er nahm den Hut) ich will hin —" „Jezt? Den Augenblick?" — „Freylich! Zum Henker, wer wird so Etwas aufschie- ben? Geben Sie mir Ihre Bürste! Es ist doch ein entsezlicher Staub drausen!" — Er bürstete, rükte die hohe Feder zu recht, und ging fort: „Auf Wiedersehn!" — „Nun viel Glück zum Vorhaben! Sie geben mir doch sogleich Nachricht?" — „Aller- dings!" rief er von der Treppe herauf.

Aber er kam nicht wieder und brachte keine Nachricht. Natürlich, dacht' ich — Er wird sich heute von seiner Braut nicht

trennen können, und vom guten Alten — Aber er kam morgen auch nicht, und übermorgen auch nicht, und die ganze Woche nicht. Ich ging zu ihm. Er war nicht zu Hause. Ich ging ihm auf seinen Lieblingsspaziergängen zu Gefallen. Er war nicht da. Endlich laure ich ihn ab, da er von der Parade kömmt. Er sahe weder besonders heiter, noch besonders traurig aus. „Es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie so schlecht Wort halten und mir nicht referiren, wie" — — „Ja, da haben Sie Recht! fiel er ein. Ich hatte meine Ursachen" — „Wollen Sie jezt zu mir?" — „Meinetwegen!" —

Unterweges sprachen wir von gleichgültigen Dingen. Jezt waren wir im Zimmer. Mit komischer Gleichmüthigkeit trat er vor mich: „Sie sehen mich in Verzweiflung, lieber Freund" — „Unter allen Menschen, die ich in Verzweiflung gesehen habe, sind Sie der lustigste" — „Gute Miene zu schlechtem Spiel! Mit meiner Heyrath ists vorbey" — „Abschlägliche Antwort vom Onkel?" — „Zusage — sogleich!" — Er erzählte nun, der Onkel habe seine Bitte

ganz ruhig angehört, habe sich dann erkundigt, wie er mit Klärchen stehe; habe sein aufrichtiges Bekenntnis vergolten — erst mit einer Strafpredigt, des Verheimlichens wegen, wobey er Recht gehabt habe; dann mit der Erklärung, daß er mit der Wahl seiner Nichte vollkommen zufrieden sey, weil er B— schon längst als einen braven, ordentlichen, verständigen und angenehmen Mann kenne u. s. w. Aber, fuhr B— fort; nun kam der hinkende Bote. Ich traue allen den Freyern nicht, die sich so eilig um ein Mädchen bewerben, das in dem Rufe stehet, als besitze oder bekomme sie einmal einiges Vermögen — hatte der alte Onkel hinzugesezt. Es ist also schon längst bey mir beschlossen, und davon bringt mich nichts ab —: Klärchen muß blos um ihrer selbst willen gewählt werden. Ich habe ihr deshalb eine Erziehung gegeben, die nach meiner Einsicht die allerbeste ist. Das Mädchen ist herrlich eingeschlagen. Vornehm gewöhnt ist sie nicht. Sie besizt überdies ein kleines Landgütchen von ihrem Vater, das jährlich etwa zweyhundert Thaler einträgt. Diese reichen vollkommen hin zu ihren kleinen

Ausgaben, und sie hat noch übrig. Mehr, als was sie für ihr Persönchen und ihre kleinen allenfalls unnöthigen Bedürfnisse braucht, muß ein honetter Mann von seiner Frau nicht verlangen —; wenn er klug ist, nicht einmal mehr wünschen. Sie bekömmt deshalb von mir, außer einer anständigen Einrichtung des Hauswesens, keinen Heller; und auch nach meinem Tode ist es äußerst zweifelhaft, ob sie Etwas bekommen werde. Diese Punkte überlegen Sie sich, Herr Lieutenant; dann sagen Sie mir hübsch ruhig und besonnen Ihre Antwort — aber nicht eher, als in vier Wochen, während welcher Sie, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, mein Klärchen nicht sprechen. — Sie können sich denken, fuhr B— zu mir fort, daß ich sogleich meine Bitten wiederholen wollte: aber er nahm keine Raison an — In vier Wochen — und hübsch ruhig und besonnen — sagte er, und damit komplimentierte er mich zur Thür hinaus.

Nun? und —? fragte ich befremdet. Nun — und die Heyrath ist vorbey; antwortete er. Jezt hab' ich ruhig überlegt. Sagen Sie um Gottes Willen — soll ich ein Mäd-

chen, wie Klärchen, in meine Noth mit herabziehen? Seine Durchlaucht geben mir für — mich selbst monatlich zwölf Thaler. Zwölfmal zwölf thut reine hundert und vier und vierzig auf das Jahr. Nun übersetze ich heimlich für Buchhändler aus dem Französischen und Englischen. Das trägt denn etwa wieder so viel. Schlagen Sie nun allenfalls auch — was ich jedoch nimmermehr würde — Klärchens zweyhundert Thaler Renten zur Massa: da haben Sie etwa fünfhundert Thaler im Ganzen, und es bleibt noch unerwogen, daß man, wenn man ein junges so liebenswürdiges Weib hat, wohl schwerlich so oft zum Uebersetzen aufgelegt ist, als wenn man vor Langweile an den Nägeln nagt. — Es ist denn doch wohl gut, daß die Sache rükgängig worden, erwiederte ich; ich glaubte, Sie l i e b t e n Klärchen; und der Guten leichter Sinn und froher Muth wird sie die Trennung hoffentlich so gelassen tragen lassen, als Sie sie tragen. — Auf einmal mit hervorbrechenden Thränen rief er: Und liebe ich sie denn nicht? Und trage ich denn gelassen? — Er erschütterte mich innig durch den Ausdruck des tiefsten

Schmerzes, mit dem er dies ausrief. Ich hätte freylich behutsamer seyn und da keine Gesundheit vermuthen sollen, wo die Wunde nur tiefer lag. Ich wollte ihm zureden — „Wer weiß, ob der Onkel, wenn er Ihre Liebe siehet, nicht von seinem Entschluß abgebracht werden kann.“ — — „Nein, rief er; man muß ihn nicht abbringen, denn er hat recht“ — „Und würde denn die stille, häusliche Klara wirklich so unglüklich, wenn“ — — „Ja, Herr, das würde sie! Ich habe Armuth ertragen: ich weiß am besten, wie es thut, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens gewohnt zu seyn, und nun“ — — „Aber Sie haben damals nicht aus Liebe sich eingeschränkt, nicht aus Liebe sich manches versagt, sondern nur unwillig dem Zwang der Umstände nachgegeben“ — — Hier sahe er mich groß an und schwieg. Sie brauchen Zerstreuung, fuhr ich fort. Fahren Sie mit mir nach F— zu einem meiner Bekannten. Es ist nur eine Meile weit. Wir sind den Abend wieder hier — Er nahm es an.

Kurz vor dem Dörfchen F— fährt man durch einen Theil des sehr angenehmen F—

schen Waldes. Am Ende desselben, wo man die freye Aussicht nach dem Dörfchen hat, entdekten wir einen hübschen jungen Mann in einer sehr verbrauchten Soldatenmontur. Er saß im Schatten einer alten Eiche auf dem Grase und spielte zum Zeitvertreib auf der Geige. Die Straße führte nahe bey ihm vorbey. Als wir näher herzukamen, sahen wir, daß er ein hölzernes Bein hatte, das zum Theil zersplittert neben ihm lag.

Was machst du hier, Kamerad? rief der Lieutenant.

Ich reise heim, Herr Officier — war die Antwort.

Das wird verzweifelt langsam gehen, wenn du kein anderes Mittel zum Transport hast, als dies — Er wieß auf die zerbrochene Stelze.

Hoho! Meine Equipage und mein Gefolge wird schon kommen! Und — (hier nahm er die Geige unter den linken Arm und hielt die rechte Hand über die Augen) wenn ich nicht irre, so rükt's dort eben den Hügel herunter.

Wir sahen einen sogenannten Leiterwagen, mit Einem Pferde an der Seite der Deich-

sel bespannt. Auf dem Wagen standen ein Frauenzimmer und ein Bauer. Dieser regierte dies dürftige Pferd. Die Fuhre ging langsam genug, daß uns der Soldat indessen erzählen konnte — er sey beym —schen Reichscontingent gegen die Franzosen gewesen; auf dem ersten Zuge gegen Dumouriez sey ihm sein Fuß zerschmettert und darauf abgenommen worden; vor dem Feldzuge habe er sich mit einem Mädchen aus seinem Vaterlande verlobt; der Zug sey ihm so eilig in die Queere gekommen, daß man die Hochzeit bis zu seiner Zurükkunft habe aufschieben müssen; wie er aber jezt mit dem hölzernen Beine erschienen sey, haben sich alle Anverwandten des Mädchens der Heyrath widersezt.

Hanchens Mutter meynte es immer gut mit mir, fuhr er fort — aber diese ist unterdessen gestorben. Der Vater ist schon lange todt. Hanchen ist mir aber, troz allem Einreden der Verwandten, beständig treu geblieben: treu wie Gold! Meine Herren, sie hat mich mit offnen Armen empfangen, und jezt gar eingewilligt, ihre Verwandten zu verlassen und mit nach Frankfurt zu ge-

hen. Von da wollen wir nach meinem Geburtsörtchen wandern, denn mein Vater lebt noch. Wie wir hieher kommen, wird mir doch mein hölzernes Bein zerbrechen. Hanschen ist also voraus ins Dorf gegangen, um einen Wagen zu holen. Darauf fahren wir bis nach der Stadt, und wenn mir dort der Zimmermann ein neues Bein gemacht hat, so gehet's rasch vorwärts. Die Sache ist bald restituirt — und, willkommen, willkommen, mein Hanchen!

Das Mädchen schien, dem Anzuge, der Sprache und dem Betragen nach, einige Zeit in der Stadt gewesen zu seyn. Sie sprang vom Wagen, ergriff die ausgestrekte Hand ihres Geliebten, und sagte ihm mit liebenswürdiger Freundlichkeit:

Höre, guter Christel, wir brauchen nicht in der theuren Stadt zu bleiben; ich habe dort im Dorfe einen herrlichen Zimmermann gefunden, der will dir ein Bein machen, das nicht brechen soll. Morgen soll's fertig seyn, und dann können wir weiter reisen nach Bequemlichkeit.

Nach Bequemlichkeit — wiederholte der Lieutenant gerührt, und war in den

Anblick Hanchens versunken. Sie war ohngefähr zwanzig Jahre alt — ein allerliebstes fein gewachsenes Mädchen, brünett, mit einem Gesichtchen voll Ausdruck und Lebhaftigkeit. Sie sezte sich zu ihrem Geliebten aufs Gras, indeß der Bauer einen Futtersack zum ärmlichen Sitz auf dem Wagen zurecht legte.

Du mußt sehr müde seyn; liebes Kind — sagte der Lieutenant.

Ach was man gern thut, macht Einen nicht so leicht müde — versezte sie. Der Soldat drükte ihre Hand, die er noch fest in den seinigen hielt, mit Zärtlichkeit und wahrer Galanterie an seine Brust.

Nun da sehen Sie — sagte ich bey Seite zum Lieutenant — wenn ein Mädchen einem Manne einmal gut ist, so ändert sogar ein Bein mehr oder weniger ihre Gesinnungen nicht —

Hanchen hatte es gehört: Auch muß ich Ihnen sagen, daß ich ihm nicht seiner Beine wegen gut geworden bin — sagte sie etwas schnippisch.

Hören Sie, Freund — fuhr der Lieutenant fort; das Mädchen ist charmant, und ihr Geliebter gewiß ein braver Bursch: sie

haben zusammen nur drey Beine, und wir haben vier — Ich dächte, wir gäben ihnen unser Fuhrwerk, gingen zu Fuß ins Dörfchen nach, und berathschlagten unterdessen, was etwa für dies Pärchen zu thun seyn möchte.

In meinem Leben habe ich mit keinem größern Vergnügen mir eine Bequemlichkeit versagt.

Christel fing an Komplimente zu machen — Was da, Kamerad, sagte der Lieutenant; ich bin Officier, du mußt mir gehorchen! Ohne Umstände hinein mit deinem Liebchen!

Laß uns einsteigen, Schäzchen, sagte sie, da uns die Herrn nun einmal durchaus die Ehre anthun wollen —

Sie half ihrem Geliebten hinein, hüpfte dann nach, sezte sich neben ihn, warf sich ein wenig in die Brust, und legte ihr Rökchen und Schürzchen so sorglich zusammen, wie eine Dame.

Komm glüklich voraus, mein niedliches Hanchen — sagte der Lieutenant, indem er den Kutschenschlag zumachte; ich wollte, ich wär' im Stande, dich recht glüklich zu machen —

Dafür lassen Sie mich sorgen, Herr Officier, sagte Christel.

Was brauch' ich denn, das ich nicht schon habe? rief Hanchen, und die Chaise rollte fort.

Ich und B— wanderten nach. Sehen Sie, lieber B—, sagte ich, wie wenig man bedarf, um glüklich zu seyn, wenn man liebt und brav ist?

Ja jezt — so lange die Begeisterung der ersten Liebe dauert: aber dann —?

Dann! dann! Das war mir einmal die trübselige Anmerkung eines hypochondrischen Liebhabers. Ich kann Ihnen freylich nicht bestimmt angeben, was dann seyn wird: aber ich glaube gewiß, daß das Schiksal und gute Menschen dies Pärchen nicht verlassen werden, und daß es — mit Ihrer Erlaubniß — undankbar und thörigt ist, jedes Glück des Lebens, das uns die gütge Hand der Vorsicht darbietet, grämlicher Weise uns durch ein „aber dann" — zu verbittern — Er schwieg eine Weile nachdenkend, und ich unterbrach ihn nicht. Mit aufgeheiterter Miene sagte er hernach: Freund, wir haben Beyde nicht viel, und können also die Leutchen nicht

beträchtlich unterstützen; aber Sie sind Mitglied der —schen Gesellschaft, die an guten Menschen heimlich so wohlthätig handelt, und ich bin Maurer: ich meyne, dies ist der Weg, etwas Namhaftes zu ihrer Versorgung zu thun. Eine wohl angebrachte Beredsamkeit bey den frohen Mahlen unsrer Reichen — —

Wir sprachen weiter darüber, und konnten gar nicht zweifeln, daß uns unser Vorhaben gelingen würde. So kamen wir in dem Wirthshause an, wohin wir den Kutscher zu fahren befohlen hatten, und wo wir unser Pärchen schon antrafen. Bey einem Glase Wein stießen wir mit den Liebenden auf eine frohe Hochzeit an. Christel küßte begeistert sein Hanchen, Hanchen erröthete und schlug die funkelnden Augen nieder.

Aber, Freund, begann ich dann; womit gedenkt Ihr denn Euch und Eure Frau zu nähren?

Oho, sagte er; wer anderthalb Jahr im Felde mit seiner Löhnung reichlich ausgekommen ist, der kömmt gewiß recht gut aus seine ganze Lebenszeit über — Ich hab' ja noch ein Paar gesunde Arme, auf den Kopf

gefallen bin ich auch gerade nicht, und noch obendrein spiel' ich die Geige, wie Sie gehört haben! Es kann mir gar nicht fehlen: zu jeder Hochzeit und honetten Kindtaufe holen sie mich. Und, der Himmel mag wissen, woher es kömmt — ich glaube, es giebt an keinem Orte in der ganzen Welt so viel Hochzeiten und Kindtaufen, als in meinem Dörfchen —

Und ich, sagte Hänchen, kann Geldbeutel stricken und Socken, und Weibsmützen machen — weiße Wiener Mützen! Ueberdies hat meines Vaters Bruder vierzig Gülden in Händen, die mein sind von der Mutter seelger her. Er will sie nicht herausgeben, weil ich den da heyrathe. Aber sind wir nur erst an Ort und Stelle: da wend' ich mich gerade an unsern Herrn Gerichtshalter und an den Herrn Pastor. Das sind ein Paar gute Männer, die werden ihn schon vorkriegen, daß er alles vom Heller zum Pfennige auszahlen muß. —

Und hier, fiel der Soldat ein; hier in meiner Tasche residieren noch zwey blanke Laubthaler; und zehn Gülden hab' ich meines Vaters Nachbar geliehen, damit er die

Kriegssteuer bezahlen konnte: der bezahlt mich gewiß auch, wenn er sich nur erst von den Plünderungen und Requisitionen erholt hat —

Sie sehen, mein Herr, sagte Hanchen zu mir, daß wir also nicht etwa so arm sind! Wenn wir nicht glüklich wären — fuhr sie fort, indem sie sich mit einem allerliebsten Blicke an ihren Geliebten wendete — so müßte es ganz unsre eigne Schuld seyn —

Ja, wenn du nicht glüklich wärest, mein Hanchen — sagte der Soldat mit raschem Enthusiasmus und umschlang ihre Taille — du lieber Gott, dann wäre ich recht zu bedauern!

Ich leugne es nicht, daß mir und meinem Freunde Thränen in die Augen traten. Der Lieutenant erzwang einen lachenden Ton, indeß seine Augen noch immer naß waren —

Höre, Hanchen, sagte er, und war ein wenig verlegen: bis dir deine vierzig, und deinem Manne seine zehn Gülden eingehen — so — so nimm diese Wenigkeit von mir an — (er gab ihr seinen Beutel, worin, wie ich recht gut wußte, seine ganze jetzige

Baarschaft war.) Ich hoffe, du wirst deinen Mann beständig so lieben, und er dich auch. Laßt mich von Zeit zu Zeit wissen, wie es euch gehet und womit ich euch etwa dienen kann. Wenn du aber zu mir kömmst, mein gar zu hübsches Hanchen — sezte er lächelnd hinzu — so bring' ja immer deinen Mann mit —

Es hat nichts zu sagen — sagte der Soldat, der meinen Freund recht wohl verstand. — Sie mag einen so guten Herrn auch allein besuchen, so oft sie will —

Nunu, mein Kind — sagte Hanchen schelmisch; hüte dich vorm allzuvielen Wagen! Dadurch hast du dein Bein eingebüßt! Der Herr Officier ist gar zu gütig und zu freundlich! Komm du nur allemal mit! —

Der Himmel segne euch beyde, meine guten Freunde — fuhr B — mit inniger Rührung fort; und verwünscht sey der, der es versucht, eure Glükseligkeit zu stören. Ich und dort mein Freund — wir wollen ein einträglicheres Geschäft, als das Violinspielen, für dich, Kamerad, ausfinden. Jezt wollen wir in die Stadt zurükfahren. Bleibt

hier, bis wir die Kutsche zurükschicken, die euch auch dahin bringen soll. Ich will für eine kleine Wohnung sorgen, wo ihr vor der Hand bleiben könnt, und auch für den besten Wundarzt für hölzerne Beine, der nur aufzutreiben ist. Morgen wollen wir weiter sehen. Lebe wohl, Kriegskamerad! Halte dein Hanchen hoch: wahrlich, sie verdient es! Adieu, Hanchen! Es soll mich herzlich freuen, wenn du deinen Mann in zwey Jahren noch eben so liebst, wie heute!

Die Herzen der beyden Leutchen hoben sich hoch. Sie wollten ihre innige Dankbarkeit ausdrücken. Er drükte beyden die Hände, schob mich in die Chaise, und wir fuhren fort.

Diese kleine Geschichte machte auf meinen Freund einen tiefen Eindruck — und zwar den rechten. Den Morgen kam er, mit viel Eleganz angethan, zu mir.

Wohin schon so im Glanze?

Zum Onkel!

Die vier Wochen — —

Der Henker warte die ab —

Was wollen Sie denn eigentlich bey ihm?

Ich will in seiner Gegenwart Klärchen meine Umstände ganz aufrichtig vorstellen; ich will ihr sagen, daß ich in Zukunft noch fleißiger arbeiten will, daß dies besser gehen und folglich theurer bezahlt werden wird, weil ich für sie arbeite; daß ich der Glüklichste auf Erden seyn werde, wenn sie mit meiner armen Einnahme, aber reichen Liebe vorlieb nehmen will; daß — — doch ich werd's schon machen! Es braucht da kein Ueberlegen, denn ich werde und möchte um alles in der Welt kein Wort sagen, als was mein ganzes Herz fühlt — —

Er eilte fort. Er kam zum Onkel. Dieser redete ihn an: Die vier Wochen sind ja noch nicht um! B— drükte mit Herzlichkeit des Alten Hand an sein Herz. Der Onkel ward freundlicher. —

Haben Sie in diesen vierzehn Tagen Klaren gesprochen?

Nicht ein Wort! Sie sagten ja, es geschähe Ihnen ein Gefallen dadurch, daß ich sie nicht spräche!

Der Onkel wurde noch freundlicher. B— fing an sein Anliegen vorzubringen — In vier Wochen — jezt sind's noch vierzehn Tage! unterbrach ihn der Onkel. Alles Eindringen half nichts, aber er blieb sehr freundlich. Da B— in Aufwallung meynte: Er habe ihn nicht lieb, weil er ihn so quäle — so antwortete der Alte: Eben darum, weil ich Sie und mein Klärchen sehr lieb habe, so bleibt's dabey — in vierzehn Tagen! Und fahren Sie fort, mir auch jenen Gefallen so lange noch zu thun! Adieu, mein guter Herr Lieutenant! Weiß Gott, ich habe Sie recht herzlich lieb! Adieu! —

Die vierzehn Tage dauerten entsezlich lange. Mit dem funfzehnden Morgen war mein B— beym Onkel.

Klärchen gesprochen unterdessen? fragte dieser sogleich. Etwas beleidigt antwortete B—:

Mein Gott, hatte ich Ihnen denn nicht versprochen, daß es nicht geschehen sollte? Aber jezt, gesteh' ich, möcht' ich sie vor allem sehen —

Nicht mehr als billig! Allein?

Nein, in Ihrer Gegenwart!

Desto besser! Ich störe gewiß auf keinen Fall! sagte der Onkel sehr freundlich, und ließ Klärchen rufen. B— ging der schüchtern Erröthenden männlichgefaßt entgegen, schilderte ihr aufrichtig seine Umstände, seine Liebe, seine Vorsätze, bat um ihre Entscheidung — Klärchen zitterte und blikte nach ihrem Onkel —

Bey solchen Dingen, sagte dieser, hat der Vater, oder wer an Vaters Statt ist, nichts im voraus zu thun, als zu verhüten, daß das Töchterchen ihre Liebe keinem Unwürdigen, und nicht übereilt und unbesonnen in Ansehung der Verhältnisse weggebe — vorausgesezt, daß das Mädchen nach der Vernunft, wenn auch nicht nach der Verfassung

mündig ist. Der Herr von B— ist ein wackerer Mann, du kennest ihn und seine Verhältnisse, du kennest dich selbst, du bist an Verstand vollkommen mündig: also gieb eine freye Entscheidung! Oder willst du Aufschub?

Klara sank freudeweinend an B—'s Brust. Er umschlang sie entzükt mit der Rechten, strekte seine Linke nach dem Onkel. Der Alte trat mit in die Umarmung, keines konnte sprechen, aber — ach wie glüklich waren alle. Unter dem Vorwand der Einrichtung von Klarens neuem Hauswesen verzögerte der krittliche Alte die Hochzeit dennoch fast ein halbes Jahr, und belauerte heimlich alles, was B— sagte und that. Aber er erlauerte durchaus nichts, was seine Aengstlichkeit über die geldliebenden Freyer im geringsten bestätigt hätte.

Der Tag der Trauung kam. In seliger Wonne wurden die Liebenden zusammengegeben. Nach den geräuschvollen Komplimenten der Gäste schlichen sich Braut und Bräutgam in ein kleines Zimmerchen, und schwo-

ren nochmals einander ewige Liebe, ewige Treue, getrostes Aushalten in Leiden und Beschwerden, gleiche Theilnahme an Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens —

Amen! rief der Onkel zur Thür herein. Er hatte sie behorcht, troknete sich die Augen, und sagte:

Nun — nun, Kinderchen, muß der Vater noch ein Wörtchen zur Sache reden! Wenn der Mensch in meine Jahre kömmt, dann kann er die Herrlichkeit des Lebens nicht mehr ganz genießen, dann kann er nicht mehr so recht für sich leben; und eben darum muß er nur für Andere, und zuerst für die Seinen leben — Redet mir nicht ein: es ist das seine Pflicht und Schuldigkeit! Und wenn die Kinder ihn dann an ihren Freuden Antheil nehmen lassen, so hat er ja auch Lohn dafür und muß es mit Dank annehmen! Still doch — es ist seine Pflicht und Schuldigkeit! Eben darum — eben darum —; nun, wie bring' ichs denn verständig vor? Da, da, Herr Sohn: Sie haben vorhin dies Papier verlohren — —

Er reichte es dem Lieutenant. Dieser schlug es befremdet auf — Es war eine Anweisung auf jährlichen Zuschuß von sechshundert Thalern. Der Mensch kann größere Freude nicht ertragen, als die drey Guten jezt empfanden.

IV.

Die verständige Wahl.

Einige kleine Familienscenen.

Die verständige Wahl.

Na, wie bekömmt Ihnen Ihr Bitterwasser?

fragte der Rittmeister von Seegers den Professor Reich am dritten Morgen ihres gemeinschaftlichen Aufenthalts auf dem Landgute des erstern —

Recht gut, so viel ich jezt schon davon urtheilen kann —

war die Antwort.

Die schöne Jahreszeit, die blühende Natur, die Freyheit von vorgeschriebenen, oft aufgedrungenen Geschäften, von vorgeschriebenen, oft aufgedrungenen Gesell=

schaften u. s. w., und vornehmlich die Neuheit, welche diese Art zu leben, durch jahrelanges Entbehren, für mich erhalten hat, die Gesellschaft eines so freundschaftlichen, biedern Wirths. — — Alles das trägt zur Aufheiterung meines Gemüths, und folglich zugleich zur Befestigung meiner Gesundheit gewiß mehr bey, als der leidige Trank —

Na, das freuet mich, das freuet mich von Herzen. Ich meyne nur, es ist Ihnen zu todt hier bey mir alten — nun, wenn auch nicht alten, doch ziemlich bejahrten Gesellen —

Der Professor drükte ihm die Hand, und antwortete lächelnd:

Lassen Sie nur erst Ihren Sohn und die liebe Franziska kommen: da wirds lebhaft genug werden — denk' ich.

Jaja, das denk' ich auch —

versezte der Rittmeister, bließ den Tabaksrauch etwas stärker um sich herum, und saß eine Weile nachdenkend.

Ey nun — —

fing er dann an, machte eine wichtige Miene, drehete den Kopf ein wenig zur linken Sei-

te, bewegte die Lippen, um zu sprechen, sprach aber nicht, ließ den Kopf wieder geradeaus sehen und die wichtige Miene sich auflösen. Der Professor hatte erwartet, Etwas zu hören, nun fuhr er fort:

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich herzlich sehne, diese meine beyden ehemaligen Zöglinge nun wiederzusehen —

Jaja, ich auch — wahrhaftig, ich auch —

sagte der Rittmeister, und die Dampfwolke verdichtete sich immer mehr.

Beyde müssen seit der Zeit, als ich sie nicht gesehen, ihre Ausbildung vollendet haben —

Ja, die Franziska — !

fiel der Rittmeister ein;

Nun, Sie werden Augen machen! Wie lange ists, daß Sie sie nicht gesehen haben?

Sie erinnern sich, es sind nun sechs Jahre, als ich Ihren Sohn zu den Kadetten nach Berlin brachte —

Richtig —

Er war damals sechzehn, und Franziska dreyzehn Jahre alt —

Richtig! richtig! Und seitdem sind Sie nicht wieder bey uns gewesen! Nun, wie gesagt, Sie werden Augen machen!

Ihr Sohn —

Ist ein ganz guter Junge geworden; ein bischen wild und leichtsinnig, doch nicht schlimm, wie ich glaube. Aber die Franziska —! Sehen Sie — lang, schlank, und doch vollkommen ausgearbeitet von der Natur — Augen, wie Feuer! Ein Gang — es ist ordentlich 'was Großes darin, das die Leute Respekt lehrt! Und Verstand, Artigkeit, Welt: aber dabey nicht etwa ein schwankender, nach jedem Winde der Lehre sich allzugefällig beugender Sinn, sondern eine Festigkeit der Denkungsart und des Gemüths, die — die — —

Die Vollkommenheiten ihres Geistes kenne ich ziemlich —

Der Rittmeister stuzte und sahe den Professor mit etwas langem Gesicht an —

So? die kennen Sie?

Aus ihren Briefen —

Soll mir Gott —! Sie stehen in Korrespondenz mit einander?

Ja; sie schreibt mir selten, aber viel —

So! so! Davon hat sie mir kein Wörtchen gesagt —

Unser Briefwechsel ist fast nur wissenschaftlich —

So! so!

sagte der Rittmeister sehr langsam. Nach einer Pause fuhr er fort:

Ja — was wollt' ich denn sagen? Hm, ein wenig allzuklug haben Sie sie denn doch wohl erzogen — he? —

Ich weiß nicht genau, was Sie damit sagen wollen: aber ich glaube, Franziska, so ausgebildet, selbst so wissenschaftlich ausgebildet sie ist, hat doch nicht das mindeste von Dünkel, von Affektation, von Verachtung des eigentlich Weiblichen, von dem, was man klug thun, die Gelehrte machen, heißt — —

Nein, das hat sie nicht; wahrhaftig, das hat sie nicht —

Und das will man doch wohl sagen, wenn man von allzuklugen Weibern

spricht und diese Eigenschaft an ihnen tadelt —

Nein, Herr, das meyn' ich eigentlich nicht; sondern — sondern — — Sehen Sie, ich meyne nur, es ist mit der jetzigen weiblichen Jugend gar nicht mehr so, wie sonst —

Gott sey Dank —

Ja, Gott sey Dank, und auch, Gott sey gnädig! Man befand sich sonst — weiß es der himmlische Vater — wohler dabey —

„Man“ — wer ist das?

fragte der Professor, der hier in ein Lieblingskapitel geführt wurde —

Wer das ist? Kurios! Wir — wir alle!

Wir — die Herren, wollen Sie sagen?

Nun ja — wir Männer — —

Die Herren — ich bleibe bey diesem Ausdruck!

Der Rittmeister sahe seinen lieben Nachbar auf dem Sopha eine Weile befremdet an, schüttelte mit dem Kopfe, und fuhr dann fort:

Wunderliche Leute bleibt ihr Gelehrten doch

immer und ewig! Ich glaube, wir verstehen uns nicht. Sehen Sie — ich meyne, es ist mit der neumodischen Neigung, die Weiber zu kultivieren, wie mit der neumodischen Neigung die Staatsverfassungen zu verändern. — Die Leute wissen selbst nicht recht, was sie wollen, und verstehen das Gute, das sie haben, nicht zu schätzen. Laßt es, wie es ist, und benuzt es nach Möglichkeit und Gewissen! —

Ihr Gleichniß dürfte wohl nicht ganz passen,

erwiederte der Professor;

aber wer beruhigt sich denn so gern mit dem lezten Weidsprüchlein? Gleichfalls die Herren! Sie sagen, man wisse bey der jetzigen Weibererziehung nicht, was man wolle — —

Ey, ich mag nicht streiten — Um wieder auf die Franziska zu kommen — —

Erlauben Sie,

fiel der Professor ernsthafter ein;

ich bin es nicht nur mir, sondern der lieben Franziska und der guten Sache schuldig, jezt, da Sie diese Saite be-

rührt haben, noch Einiges hinzuzusetzen —

Der Rittmeister saß unruhig, der Professor ließ sich nicht stören:

Lassen Sie uns sehen, wie Weiber erzogen werden sollen! Ganz kurz! Weiber sind denn doch Menschen —

Ey, wer hat ihnen das streitig gemacht?

Menschen muß man aber nie blos als Mittel zu seinen Zwecken, z. B. zu seiner Bequemlichkeit, zu seinem Vergnügen u. s. w. gebrauchen —

Zum Henker, welcher Vernünftige und Rechtschaffene wird denn das? —

Um Mensch zu seyn, muß man Selbstständigkeit besitzen —

Nun ja, das sollen sie auch —!

Ihre ehemalige Erziehung ging aber darauf aus, von kleinan menschliche Freyheit gar nicht in ihnen aufkommen zu lassen; mithin wurde ihnen Selbstständigkeit und Charakter unmöglich gemacht, und es war nur gut, daß jene Erzieher sich selbst so oft untreu wurden, und folglich dies Kunststükchen nicht überall gelang —

Lieber Professor, mir kömmt's vor, als schwazten wir auf diese Weise nur so ins Blaue hin. Hier haben Sie's mit dürren Worten: es war sonst mehr Subordination der Weiber gegen die Männer —

Zugegeben —!

Zugegeben?

rief der Rittmeister fröhlich —

So schlagen Sie Chamade und blasen Sie zum Abzug! Ohne Subordination bestehet keine Armee — Erlauben Sie, ich bin noch nicht fertig! Ohne Subordination bestehet kein Staat! Ohne Subordination bestehet die ganze Welt nicht! Wenn wir Menschen keine Subordination gegen den lieben Gott und seine Gebote haben, so werden wir Hundsfütter — es bestehet nicht! Wenn Sonne, Mond und Sterne keine Subordination gegen das Wort Gottes hätten — so würd' eine schöne Wirthschaft dort oben werden — es bestehet nicht! —

Ja,

erwiederte der Professor freundlich;

dafür ist der liebe Gott auch ein Vorgesezter, der das Regieren so aus dem

Fundamente verstehet, daß man ihm überall geradezu folgen darf. Aber welcher Mensch versteht das so?

Der Rittmeister spizte den Mund, sahe in die Höhe, und bließ eine gewaltige Wolke vor sich hin — der Professor fuhr fort:

Ueberdies ist unsere Unterwerfung unter die göttlichen Gesetze nicht eigentlich Subordination, im militairischen Sinne —

Wie? was?

rief der Rittmeister —

Gott gab uns Vernunft, Herr Rittmeister; und diese gebietet uns, was er selbst geboten hat: also, wir selbst gebieten uns mit ihm einstimmig; er gab uns Freyheit, wir entschließen uns, du willst gehorchen — Beydes ist bey der Subordination, im gewöhnlichen Sinne, nicht.

Der Rittmeister schüttelte noch mehr mit dem Kopfe —

Ich will es Ihnen zugeben,

sagte der Professor weiter;

durch die Einschränkung der Weiber bey unsern Vorfahren war es den Männern leichter, die Weiber zu behandeln —

beynahe hätte ich gesagt, zu handhaben — und glüklich zu machen, als jezt —

Das ist ja, was ich will —

fiel der Rittmeister lebhaft ein;

nicht blos um unsers Vortheils willen, nein, sondern weil sie sonst leichter zufrieden gestellt und glüklich wurden: deswegen wollt' ich, es wären hierin noch die alten Zeiten —

Wie nun aber, wenn jene Beschränkung der Weiber nicht recht wäre: dürfte man da wohl auf jene Vortheile Rüksicht nehmen? —

Was? nicht recht? Ey ey, lieber Professor, darauf baue ich ja alles, daß es nach göttlichen und menschlichen Gesetzen recht ist! —

Wenn Sie unter menschlichen, bürgerliche Gesetze verstehen; so lassen Sie uns vor der Hand diese übergehen, denn diese haben Männer gemacht —

Etwas unwillig fuhr der Rittmeister fort:

Na, meinetwegen! Also Gott der Herr predigt erstens und vielleicht am zuverlässigsten durch die Natur —

Gut — !

Hier finden wir aber den Mann stärker, als das Weib —

Ja! —

Was kann der himmlische Vater damit sagen wollen, als, der Schwächere soll dem Stärkern unterworfen seyn, der Stärkere soll den Schwächern regieren: darum ist jener stärker, dieser schwächer?

Mit herzlicher Wärme versezte der Professor:

Wie nun, wenn ich Gottes Stimme so verstünde: der Schwächere soll sich an den Stärkern anschließen, der Stärkere soll den Schwächern schützen, darum ist jener stärker, dieser schwächer? —

Der Rittmeister sahe seinen Freund freundlich an. Sein Herz gab ihm recht, nur seine Rechthaberey wollte sich noch nicht dazu bequemen. Nach manchen Zwischenreden sezte der Professor hinzu:

Ohne jene besondern gegenseitigen Verhältnisse wäre weder Weiblichkeit, noch Männlichkeit, das heißt, es wäre kein Mann, kein Weib — nur Menschen existierten — —

Das klingt mir etwas spitz — sagte der Rittmeister.

Ich meyne,

fuhr der Professor fort,

jene schöne Zartheit des Sinnes und Gefühls läßt sich ohne Zartheit, Weichheit, leichte Reizbarkeit und mithin einige Schwächlichkeit des ganzen Menschen nicht denken; ohne diese Zartheit giebt es keine Zärtlichkeit; ohne Zärtlichkeit keinen Liebreiz, ohne Liebreiz keine Liebe, ohne Liebe keine Ehe, sondern nur ein flüchtiges „sich mit einander begehen." —

Keine Liebe! keine Ehe! Also eins der allgemeinsten und würksamsten Hülfsmittel zu unsrer Vervollkommnung weniger — Ein Haupttheil unsrer Glükseligkeit weniger — !

fiel der Rittmeister ein —

Ehe, die einzige Bedingung zur Veredlung des Geschlechts in der Kindheit —

rief der Professor —

Ehe, das einzige Band, welches auch dann noch hält, wenn wir morsch und stumpf werden — —

In solchen Antiphonien apostrophierten die beyden Junggesellen die Ehe noch eine feine Weile. Wenn der Eine die kleinste Pause

hatte, sezte die Stimme des Andern kräftig ein. Endlich hielt der Professor ein:

Ist es nicht sonderbar — wir, zwey Unverheyrathete, deklamieren so — —

Haben Recht, lieber Professor! Aber warum heyrathen Sie nicht? Wahrlich,

fuhr er in einer Laune, die nicht weinerlich, nicht lächerlich, aber von beyden Etwas war, fort —

hätt' ich eine Tochter, und sie käme zu mir, wie Rebekka, züchtiglich, und spräche: ich möchte mit diesem Manne ziehen, so wollt' ich ihr antworten, wie Laban: Zeuch hin und der Gott meiner Väter geleite dich! —

Der Professor drükte ihn gerührt an seine Brust und gab dann die Hauptfrage: Warum heyrathen Sie nicht? zurück. Ja — ich —! hm — ich —! sagte der Rittmeister gedehnt, sahe dabey bedenklich aus, zukte mit den Achseln, schüttelte mit dem Kopfe und ließ die Pfeife ausgehen. — Sein alter treuer Christian trat herein:

Herr Rittmeister, die Zimmer für Fräulein Fränzchen sind nun fertig —

So? alles in Ordnung? alles blank?—

Ja, Herr Rittmeister —

Und die guten Kommoden drüben?

Ja, Herr Rittmeister —

Und die neuen großen Spiegel?

Ja, Herr Rittmeister —

Und die Toilette, die ich mitgebracht habe?

Ja, Herr Rittmeister —

Und meine Uniform — : ausgepuzt?

Ja, Herr Rittmeister; sie hängt drüben in der grünen Stube!

Gut! geh' nur jezt —

Ich meyne, 's wird viel Freude seyn, wenn sie kömmt, die Fräulein Fränzchen —!

sagte der alte Knecht und nikte freundlich im Abgehen. Da er weg war, rükte der Rittmeister seinem Freunde näher:

Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen — etwas sehr Wichtiges — —

Ich bin voller Erwartung —

Sie — Sie — haben einen herrlichen Einfall gehabt, die Kur bey uns brauchen zu wollen! Erlauben Sie, das ist freylich noch nicht alles! Ich muß Ihnen

sagen — ich — ich habe mich ordentlich gesehnt, einen Freund bey der Hand zu haben, so einen wackern Herzensfreund, mit dem sichs so recht aus dem innersten Herzenskämmerlein heraus schwatzen ließ — kurz, einen Freund, wie Sie sind. Lassen Sie mich ausreden und verrücken Sie mir's Konzept nicht! Ich habe Ihnen Etwas zu sagen, das einer Albernheit so ähnlich siehet, wie ein Ey dem andern, und worin schlechterdings nur ein guter Freund etwas Vernünftiges finden kann, wenn wirklich etwas Vernünftiges darin ist! Sehen Sie — ich bin nun wohl nicht mehr der jüngste, das weiß ich wohl. Aber gesund — gesund bin ich, und Strapazen haben meinen Körper festgemacht — kurz, ich glaube mich, ohngeachtet meiner vier und funfzig — Vier und funfzig? Nein! und doch — ja, wahrlich, vier und funfzig! Nun — ich glaube dennoch nicht unter die Alten schlechtweg geworfen werden zu müssen. Gut! Aber Sie müssen doch sagen: es bleibt immer ein gar gewaltiger Abstand! Sie — lieber Gott — —

Wer, liebster Herr Rittmeister?

Wer? Ey, zum Stern, verstehen Sie denn gar nicht? —

Franziska?

Wer denn sonst? Aber — nichtwahr, 's gehet nicht! 's ist eine dumme Idee! he?

Der Professor horchte hoch auf, da rollte ein Wagen in den Hof.

O zum Henker, wer stört uns denn schon?

rief der Rittmeister und sprang zum Fenster. In dem Augenblick, da er öffnete, fuhr er auf:

O weh, gar ein Frauenzimmer —!

Wer?

fragte der Professor, der noch bedenklich auf dem Sopha saß —

Ich hab' sie nicht mehr erkennen können; sie war schon halb zur Thür herein —

Da hörten sie draußen des alten Christians frohe Stimme; er polterte die Treppe herauf, riß die Flügelthüren weit auf — Franziska hüpfte fröhlich, wie ein junges Reh, herein, und fiel dem Rittmeister um den Hals —

Je Fränzchen — Kind — liebes, gutes Herzensfränzchen —

rief dieser erschrocken;

woher kömmst du schon jezt? Soll mir Gott — fällst mir so unvermuthet ins Haus, wie eine Bombe —

Ach nach meiner Idee sollte es noch ganz anders werden —

sagte das freundliche Mädchen —

Kaum war mein lezter Brief fort, so überlegte ich — wir haben jezt die warmen, mondhellen Nächte: wie, wenn du die Nacht hindurch führest und deinen lieben Vormund überraschtest? Ich wollte schon ganz früh hier ankommen, hinter dem Obstgarten heimlich absteigen und ins Haus schleichen. Wenn nun Christian Ihnen den Kaffee in den Garten hätte bringen sollen; so hätte ich ihn, an seiner Stelle, gebracht. Nur der träge Postillion — Aber — —

Hier bemerkte sie erst, daß der Rittmeister nicht allein war. Sie wollte sich eben komplimentierend an den Professor wenden, da erkannte sie ihn, und erröthete fröhlich. In sanfterm Ton, als vorher, sagte sie:

Wie? mein lieber, guter Herr Professor — Sie hier? Das nenn' ich die Ueberraschende überraschen!

Der Professor hatte sich ihr langsam, etwas schüchtern genähert, sprach nicht, küßte ihr die Hand, und sie — wenigstens schien das dem Professor hernach, als er sich die Sache weiter ausgrübelte, so — sie machte eine kleine, leise Beugung: kurz, er küßte seine ehemalige Schülerin, hingerissen von Freude, mit der innigsten Freundschaft. Franziska, die sonst so oft von ihm geküßt worden war, erröthete nun über und über, ein leises Zittern überlief sie; der Professor fühlte dies, indem seine Lippen die ihrigen berührten, erschrak, erröthete gleichfalls, ward verlegen, und dadurch wurde sie es auch ein wenig. Das alles war Sache eines Moments. Der Rittmeister bemerkte von dem allen nichts, denn er schmälte auf den Postillion, der den herrlichen Spaß verdorben hatte. Und hätte er Acht gehabt — wie konnte ihm auffallen, was vormals so oft vor seinen Augen geschehen war: daß der Lehrer seine Schülerin küßte? Und besonders jezt — zum Empfang! —

Das Gespräch wurde allgemeiner. Dann wieß man der Fräulein ihre Zimmer an, weil sie sich umzukleiden wünschte, der Rittmeister warf sich gleichfalls in das eleganteste Exemplar seiner Uniformen, und der Professor ging auf seine Stube. Es regte sich sonderbar, sehr sonderbar in seinem Innern. Der erste Eindruck, den Franziska's Anblick auf ihn gemacht, und die Bewegung, welche jene unschuldige, absichtlose Umarmung in ihm hervorgebracht hatte, waren zu stark, als daß er sie nicht hätte bemerken, oder sie sich ableugnen können. Er, ein edler Mann, der gewohnt war, sich von dem, was in ihm vorging, Rechenschaft abzulegen, und das, was sich vor keinen Richterstuhl ziehen lassen wollte, zu verwerfen —; er erkannte plözlich, daß seine jetzigen Empfindungen gegen Franziska von ganz anderer Art wären, als die ehemaligen. Erst hab' ich sie väterlich geliebt, sagte er, dann freundschaftlich geachtet, und jezt — Wahrlich, ich habe Ursache auf meiner Hut zu seyn! Meine Verhältnisse und die ihrigen — ! Und nun besonders — hat nicht mein würdiger Freund, nach seinem heutgen Gespräch, selbst Absich-

ten auf das liebe Mädchen? Bin ich nicht der Einzige, den er durch sein Vertrauen ehrt? Nein; übereilen kann sich jeder Mensch: aber eine Uebereilung als Uebereilung zu erkennen und von ihr sich frühzeitig loszumachen — das ist ja Unterscheidungszeichen des Gebildeten und Erfahrnen von dem Rohen und Neuling. Ich will sorgsam seyn in meinem Benehmen gegen das Mädchen — —

Er wollte, wie gewöhnlich um diese Stunde, in den Garten gehen: aber, gleichsam von dem Anblick der lieblichen Natur verschüchtert, blieb er zurück. Der glüklich Liebende sucht den Anblick lachender Natur, hat volles Gefühl für ihre Reize, sucht Rosen — weil er sie zu brechen weiß; der Freye sucht große Natur, weil er sie fassen und ganz durchfühlen kann; der unglüklich Liebende sucht wilde Natur, nicht ihrer erhabenen Eindrücke wegen, deren er jezt nicht fähig ist, sondern weil ihre Felsenklüfte ihn vor dem Menschengewühl verbergen, und weil das Gefühl von Schwermuth, das stets erhabene Gegenstände zugleich würken, seinem

Ermatten, seiner Herabstimmung so innig wohl thut.

Ich spreche von unglüklich Liebenden; denn der redliche Reich gehörte unter sie. Wahrscheinlich war seine Anhänglichkeit an die liebe Korrespondentin schon längst zärtlicher, als er geglaubt hatte, und der jetzige äußere Eindruck hatte nur seine Gesinnungen und Gefühle plözlich aus den Tiefen des Herzens hervorgerufen und mit Macht der Sinnlichkeit aufgedrungen. Selten und schwerlich entwickelt sich aus Freundschaft gegen ein liebenswürdiges Weib Liebe, wenn man persönlich mit ihr umgehet; aber oft und leicht geschiehet diese Umwandlung, wenn man sie persönlich nicht kannte, oder doch nicht seit den Jahren der Ausbildung ihrer Reize, und sie nun auf einmal in voller schöner Blüthe erblikt. Reich blieb auf seinem Zimmer, zog die Rollen vor den Fenstern zu und verdüsterte es, sezte sich, wollte lesen, las aber nur Worte ohne Sinn, warf das Buch weg, verfiel in Sinnen, und sann über nichts. Da wurde er vom Rittmeister überrascht, der, gleichfalls ganz gegen seine

sonstige Gewohnheit, zu ihm geschlichen kam.

Sagen Sie mir — gehe ich denn mit bösen Dingen um, daß ich so umherschleiche und nirgends Ruhe habe?

begann er; fuhr sich dann, ohne auf Antwort zu warten, mit der flachen Hand über's Gesicht, unterbrach sich — Einfältigs Zeug — sagte er, fing an von gleichgültigen Dingen zu sprechen, nahm den Professor bey dem Arme und ging mit ihm das Zimmer auf und ab. Aber das Gespräch über die gleichgültigen Dinge wollte nicht fließen. Der Rittmeister blieb auf einmal stehen —

Sie wird sich ja nun doch wohl ausgeputzt haben, dächt' ich? he? — Nein, ich will doch nicht hinuntergehen! Sie — möchte auspacken, oder — oder — was weiß ich! Wir essen ja zusammen! Aber ists nicht ein Engelsmädchen? Ja, guter Gott, wer so wenigstens ein funfzehn Jährchen zurück hätte! Nicht —? Ob sie wohl viel von — wie nenn' ichs? von romanhaftem Liebesschwung hat! Das müssen Sie wissen, Freund! —

Ich glaube nicht; aber ein Herz, das vieler Zärtlichkeit fähig, und dem volle Erwiderung derselben vielleicht Bedürfnis ist, oder gewiß wird —!

Ja —! Hmhm! Nun, ich will's Ihnen sagen, wie es ist — Mein Gott, ich möchte so gern, so herzlich gern einen Menschen immer um mich haben, der ganz an mir hinge, der mein seyn wollte und dafür mich sein werden ließ, der, wenn ich alt würde, mir zuweilen eine Schwachheit zu Gute hielt und mir einmal die Augen zudrükte — —

Ihr wackerer Sohn —!

Ist viel zu leichtfüßig! Zudem — der kann nicht in dem Winkelchen der Erde bleiben, wo ich niste; jezt besonders — Ehe ein Vierteljahr vergehet, haben wir den Zug gegen die wilden Neufranken — Geben Sie acht, ich hab's gesagt! Und wie gar leicht kann das Schiksal mir Dann den Jungen von der Welt nehmen? dann steh' ich eintroknender Stamm ganz verlassen am Wege — Ich will's wenigstens versuchen, dem Uebel zuvorzukommen. Ich habe das Mädel lieb, weil sie so

brav — je nun, wohl auch mit, weil sie so hübsch ist. Unglüklich sollte sie nicht mit mir seyn, dafür stehe ich — Aber sie muß nicht schon eine andere Liebschaft haben. Das ist eine Hauptsache; und das sollen Sie, als mein und ihr Freund, erforschen, und, wenn das süße Kind noch frey, ganz frey ist, rund heraus mein Brautwerber werden. Und das muß recht bald — hören Sie, es muß heute oder morgen geschehen: denn wir kennen uns sattsam, und ich halte das unruhige Schwanken und Umhertreiben nicht länger aus —

Die Idee ist also nicht neu?

Sie ist über ein halb Jahr alt —

Und Franziska — ?

Weiß noch gar nichts davon, auch kein anderer Mensch —

Hier ist meine Hand — Ich will, wenn sich heute oder morgen eine Gelegenheit zeigt, mit ihr allein zu seyn, Ihr Vertrauen rechtfertigen —

Der Rittmeister fiel seinem Freunde mit lebhafter Freude um den Hals, und wußte

des Dankens kein Ende, ohngeachtet er keine Ahndung von der Aufopferung hatte, mit welcher ihm dies Wort gegeben war. Die Gelegenheit zeigte sich indeß heute nicht; denn, wahrscheinlich auch nur durch Zufall, hatte der Lieutenant, der Sohn des Rittmeisters, sich gleichfalls um drey Tage eher auf den Weg gemacht, als er geschrieben, und kam nun des Abends ganz unvermuthet an. Die Freude war von neuem sehr lebhaft bey allen Theilen des Hauses. Der Lieutenant, einer der schönsten Officiere bey der Armee, schien es im geringsten nicht übel zu nehmen, daß er ein so liebenswürdiges Mädchen bey seinem Vater, ganz unerwartet, vorfand. Er war gar bald, mit Anstand, mit immer lustiger Laune, und mit der eigenen sonderbaren Offenherzigkeit, Naivetät, und neckenden schökerhaften Galanterie, welche, wie man sagt, den Weibern so wohl gefällt, aber auch nur an Jünglingen in Uniform so wohl gefällt — um die schöne Franziska herum, und das Mädchen schien seine eifrige Bestrebsamkeit ziemlich gut aufzunehmen. Der gute Vater wurde dadurch freylich nicht eben zum schönsten erbauet, saß bey Tische zuweilen ein

seines Weilchen still und gabelte sinnend auf dem Teller herum. Der Professor fand den Abend sehr warm und gewitterhaft. Der Lieutenant nahm nichts Arges daraus, und Franziska konnte vor seinem, wie ein Bach sich unaufhaltsam ergießenden Geschwätz nicht zum genauen Beobachten kommen. Er erzählte mit lachendem Muthe, daß ihm nächstens Bomben und Karthaunen um die Ohren summen würden, daß er da sein Porte-épée erst verdienen wollte, und daß er des festen Vertrauens und der getrosten Zuversicht zu allen patriotischen hübschen Mädchen seines Vaterlands lebte, sie würden sich, wenn er etwa mit einer tüchtigen Kreuzschramme über die Stirn zurükkäme, sämmtlich zum Sterben in ihn verlieben — und, wenn es Gottes und ihr Wille wäre, seine schöne Nachbarin nicht zulezt — —

Das Kerlchen ist nicht so ganz übel, sagte der Rittmeister zum Professor nach dem Essen —

aber noch entsezlich viel Läppisches, Kindernedes, was mir wirklich misfällt — Der muntern Franziska schien es nicht eben so zu mißfallen. Es ist wahr — konnte

sie mit dem Vater und Professor allein seyn, so schien ihr dies das liebste; sie war dann ernster, war sehr innig und vertraulich: aber der junge „Ueberall- und -nirgends“ ließ es höchstselten zu dergleichen Einsamkeiten kommen. Franziska vermied alle Gelegenheit, mit diesem ihren Schatten allein zu seyn, vermied sie sichtbar: war er aber einmal da, und vornehmlich in größerer Gesellschaft — so beschäftigte sie sich allerdings gern, auch wohl mehr mit ihm, als mit jenen beyden Herrn; war dann fröhlich, leichtmüthig, ja sogar zuweilen muthwillig. Man kennet ja jene gewöhnliche kleine Eitelkeit vieler hübschen Weiber, in der Gesellschaft so gern den schönsten und angenehmsten Mann (ohne daß sie ein herzliches Interesse an ihm nähmen) zu beschäftigen, und vorzugsweise sich von ihm beschäftigt zu sehen, mit seinen Aufmerksamkeiten selbst mehr Aufmerksamkeit zu erregen, und einige Funken flüchtiger Eifersucht unter die Schwestern zu werfen — Man kennet das, es konnte Franziska's Fall seyn, aber ich glaube es nicht. Vielmehr, glaub' ich, ergözte sie das muntere, fast nie unterbrochene Spiel leichten Witzes und guter

Laune, worein ihr lebhafter Geist, durch des Lieutenants unverwüstliche Fröhlichkeit, durch seine unerschöpflichen Einfälle und Repliken, durch sein artiges Entgegenkommen bey allen den kleinen zahllosen Bedürfnissen, Wünschen, Grillen munterer Weiber in der Gesellschaft — gezogen wurde, von Herzen; und freylich mußte ihr darum auch der junge Held selbst interessanter werden.

Ob sich unter der Firma eines solchen allgemeinen Interesse nicht auch noch etwas Herzlicheres bey ihr einschlich; darüber kann ich nicht entscheiden. Der Professor, der wohl einsahe, daß hier, in der Gesellschaft, sein reines, aber wenig poliertes Gold gegen des Lieutenants herrlich ausgearbeitetes Tomback nicht aufkam — war, oder schien doch damit zufrieden. Wußte er doch, daß man seinen innern Werth nicht verkannte. Er zog sich bescheiden, und im geringsten nicht übellaunig, oder eifersüchtelnd, oder beleidigt, zurück: aber der Rittmeister wurde unwillig —

Der Junge hat uns den ganzen Plan verdorben —

sagte er;

Er wird mit allen seinen Läppschereyen dem Mädel noch den Kopf verdrehen! Ich werde den jungen Herrn mit Ehren seiner Wege schicken! —

Er machte wirklich dem Sohne Vorstellungen, daß er zu seiner Feldequipierung würde Zeit brauchen u. d. gl.: aber der Sohn meynte, das wäre alles in zwey Tagen abgethan, und blieb. Franziska wurde nun von Tage zu Tage ernsthafter, stiller, heimlicher, und suchte die Einsamkeit mehr als bisher. In der Gesellschaft schien sie zwar immer noch dieselbe, aber vielleicht schien sie es nur. Man konnte ihren Einfällen, ihrer Heiterkeit, etwas Erzwungenes, ihren Gedanken öftere Zerstreuung abmerken. Der Rittmeister bemerkte dies wenig, aber der Professor und der Lieutenant desto mehr. Der Professor wurde traurig darüber, seines Freundes wegen; der Lieutenant wurde fröhlich darüber, seinetwegen. Ungünstige Vorboten für ihn — sagte der erste; herrliche Aussichten für mich — sagte der zweyte. Des Lieutenants leichte Galanterie wurde beziehender. Nun suchte der Vater ihn nur auf Einen Tag sich vom Halse zu schaffen. Dies gelang. Der Sohn

ritt, auf sein Anrathen, in die benachbarte Stadt, sich ein neues Pferd zu kaufen. Dieser Tag sollte benuzt werden.

Ich will erst selbst mit ihr sprechen, sagte der Rittmeister zum Professor; dann vollenden Sie und suchen Sie, mit Gottes Hülfe, die Sache aufs Reine zu bringen. Denn das weiß ich gewiß, erhalte ich Franziska's Wort, so habe ich von Niemand etwas zu befürchten — — Franziska, welche heute ihres allzeitfertigen Dieners sich entledigt wußte, ließ sich am frühen Morgen den Kaffee in die Laube des Gartens tragen und schlich mit einem Taschenbuche ihrem Mädchen nach. Das Mädchen kam sogleich zurück. In des Rittmeisters Augen war diese Nacht wenig Schlaf gekommen. Er stand schon längst angekleidet und sahe der aufgehenden Morgensonne entgegen. Er bemerkte die liebe Mündel. Jezt —! jezt —! sagte er, und wollte sogleich rasch hinunter. Auf der Treppe fiel ihm ein — Nein, so wäre es ja gar zu merklich, daß du sie belauert hättest —! Er kehrte unruhiger auf sein Zimmer zurück, puzte an der Uniform, zog die Stiefeln, die

ohnedies glatt genug saßen, noch glätter — Nun fuhr er auf: du bist ein Thor! wirst Zeit und Gelegenheit verpausieren! Munter also, in Gottes Namen! —

Er ging rasch hinaus, die Treppe hinunter, in den Garten. Wie er aber an die Allee kam, von der ein kleiner Seitenweg zur Laube führete, blieb er nochmals bedenklich stehen, troknete sich die Stirn, kehrte ein Stück zurück, blieb wieder stehen, und schlich nun endlich, so leise als möglich, der entscheidenden Laube zu. Franziska schrieb mit so viel Aufmerksamkeit in ihr Taschenbuch, daß sie seinen Fußtritt nicht gehört hatte und er ein feines Weilchen wohlwollend in die Laube gukte, ohne von ihr bemerkt zu werden. Er stand von den Hecken halb verdekt vor ihr, die Arme in einander geschlagen, den Blick mit Freuden und herzlichem Wohlgefallen auf ihr ruhend — So erblikte sie ihn, als sie endlich auffahe. Fröhlich überrascht hieß sie ihn bey sich willkommen.

Kindchen, du schreibst —!

sagte der gute Mann bescheiden, und schien

es nicht zu wagen, ihr näher zu kommen. Unbefangen antwortete Franziska:

Ey, schreiben kann ich immer —! Aber Sie sind schon so angepuzt: Sie wollen doch nicht auch wegreiten?

Der Rittmeister ward roth und stokte Etwas her, das nein heißen sollte. —

Nun so dächte ich, wir genössen den schönen Morgen mit einander —

sagte Franziska;

Setzen Sie sich immer wenig zu mir! Sehen Sie, wie schön das Seitenlicht der aufgehenden Sonne in die Finsterniß des Wäldchens dort fällt —!

Ey nun — dir ins Gesichtchen fällt's auch nicht übel!

Franziska lächelte und rükte zusammen, um dem Rittmeister Platz neben sich zu machen. Er stand noch immer im Eingang der Laube, und war über die kleine Artigkeit erschrocken, als sie gesagt war. Franziska, die ihn freylich nicht begriff, machte eine Bewegung zum Aufstehen und sagte:

Sie gehen wahrscheinlich lieber. Gut, so nehmen Sie mich mit —

Nein, nein; bleib sitzen, Fränzchen — Ich meyne nur, weil — weil Du schreibst!

Lassen Sie das doch —

An Jemand — wenn man's wissen darf?

An mich selbst — sagte Franziska heiter.

An Dich selbst? Kurios! Und antwortest Dir auch selbst?

Allerdings! Ach zuweilen bekomm' ich da Antworten, die ich nicht erwartet hatte, und die mir nichts weniger, als angenehm sind! —

Ihr seyd mir ein wunderlich Völkchen, ihr Mädchen! Sag' mir doch, gutes Fränzchen, kömmt von mir auch zuweilen Etwas in dieser Korrespondenz vor? —

O ja, nicht selten —

So? und was denn zum Exempel?

Briefe sind freylich eigentlich nur für den, an welchen sie geschrieben sind; indessen kann ein so lieber Freund wohl auch Etwas daraus erfahren. Die neuesten Nachrichten über Sie sind, daß der Korrespondent Sie seit einiger Zeit ein wenig verändert findet —

So? Ey, wie denn das? fragte der Rittmeister mit steigender Verlegenheit.

Er findet Sie nicht mehr ganz so heiter, nicht mehr so ruhig und zutraulich gegen mich; oder vielmehr, nicht mehr so ruhig in Ihrem Vertrauen — —.

Der Rittmeister ward noch verlegner und fragte nach einer Pause schüchtern. Hat der Korrespondent nicht auch Etwas von einer Ursache dieser Veränderung gemuthmaßt — ?

Allerdings! Er meynt, es müßte Ihnen Etwas an mir mißfallen, und hat mich dadurch nicht wenig ängstlich gemacht. —

Wie? was? fiel der Rittmeister lebhaft ein — Höre, mein Fränzchen, hier hat Dein Korrespondent, wenn Du's nicht übel nimmst, argumentiert wie ein Bärenheuter! Mit umkehrender Post versichre ihn auf meine Ehre, Du habest mir in Deinem Leben nicht so wohl gefallen, als jezt! Bist ängstlich darüber geworden? Sieh Fränzchen, wie lieb, wie gut Du bist! —

Das lezte sagte er mit vieler Rührung. Franziska drükte seine Hand und sagte gleichfalls sehr bewegt:

Lieber, guter Vormund — ! Wollte Gott, ich könnte Ihnen meine Liebe beweisen! —

Innig erschüttert fuhr der Rittmeister fort: Als dein seelger Vater sterben wollte, ließ er mich an sein Todesbett kommen. Freund, sagte er, wir sind mit einander aufgewachsen, wir haben als Knaben, Jünglinge und Männer einander treu befunden. Jezt erst kann ich dir einen vollgültigen Beweis meines Vertrauens geben: ich hinterlasse dir mein Kind, mein einziges, meine Franziska, für sie zu sorgen. Leite sie, wie ich sie bisher geleitet; dann wird sie gut, vielleicht auch glüklich — Gut bist Du geworden, Kind —

(Hier rolleten zwey große Tropfen seine Wangen herab)

Nun wollte ich auch so gern, daß Du glüklich, recht glüklich würdest!

Bin ichs nicht, mein gütigster, bester Freund?

sagte Franziska, gleichfalls mit Thränen —

Du kannst, du wirst nicht so bleiben, wie Du bist! Fränzchen, ich hätte Dir so vieles zu sagen, und kann's doch nicht — —

Alles! Alles! So haben Sie noch nie mit mir gesprochen! Und wie selten können sich zwey Herzen so gegen einander

ergießen, wie jezt die unsrigen! Nein, es kann nichts geben, was Sie Ihrer Franziska zu sagen sich Bedenken machen könnten —

Ich meyne es redlich und gut, das weiß Gott — —

Da kam der Professor, der eben seinen Morgenspaziergang machte und von dem Tête = a = Tête nichts wußte, zufälliger Weise die Allee herauf — der Rittmeister sprang auf —

Da, da — sagte er; da, laß Dir von unserm Freunde mehr sagen! Er weiß alles! Verfahre aufrichtig und zutraulich mit ihm und mit mir — Gott sey mit Dir, mein Kind! —

Hier eilte er hinweg. Jezt war Franziska in großer Verlegenheit. — Sie ahndete Etwas; aber sie ahndete falsch. Der Professor, der den Rittmeister in heftiger Bewegung sich entfernen gesehen hatte, trat nicht weniger verlegen in die Laube. Er und Franziska sprachen einige Minuten von unbeträchtlichen Dingen, beyde merkten einander an, daß sie gern von wichtigern gesprochen hätten, beyde wollten einleiten und bey=

den gelang es nicht. Endlich begann Franziska traulich:

Wir haben einander wichtigere Dinge zu sagen: warum wollen wir sie uns länger vorenthalten? Sie haben einen Auftrag meines guten Vormunds an mich — Theilen Sie mir alles mit. Ich bin sehr unruhig. Theilen Sie mir alles mit!

Ja, meine Freundin, alles, und in wenig Worten. Aber erst eine Frage, die ich mich an Sie so geradehin zu thun nicht unterstehen würde, wenn es nicht im Namen eines der achtungswürdigsten, edelsten Männer wäre. Ist Ihr Herz noch frey —? Franziska erblaßte. Sie fing an zu bemerken, daß sie vorhin falsch vermuthet hatte. Sie fragte sehr schüchtern, nach ziemlich langem Besinnen:

Muß ich diese Frage vorher ganz bestimmt beantworten?

Ja, mein Fräulein —

Franziska's Farbe wechselte; sie faßte mit Wärme des Professors Hand. — Ich bin überrascht, und — ach Gott, sehr unruhig!

Ich kann Ihre Frage nicht sogleich beantworten —

Wann darf ich nach der Antwort fragen?

sagte der Professor bescheiden und sanft.

Wann? Weiß ichs selbst —? Doch — in acht Tagen! —

Wohl — sagte der Professor, wollte fort, küßte ihre Hand und zitterte. Sie behielt seine Rechte, ihre Augen waren voll Thränen. Sie sagte:

Vielleicht nahen sich mir traurige Tage: verkennen, verlassen Sie mich nicht — Sie beyde nicht!

Nimmermehr! rief der Professor in heftiger, kaum ein wenig unterdrükter Bewegung. Franziska troknete ihre Augen. Sie suchte sich zu sammlen. Er gleichfalls. Beyde schwiegen. Ruhiger, aber sehr wehmüthig fuhr dann Franziska fort:

Auch Sie sind nicht mehr der frohe, unbefangene Mann, der Sie ehemals als mein Lehrer waren! Nach Ihren Briefen hatte ich keine Veränderung an Ihnen vermuthet: aber Sie sind verändert!

Ja, ich bin verändert! Frohsinn und Unbefangenheit sind nicht mehr mein Theil — sagte der Professor gepreßt.

Reisen wir denn alle nur der Nacht entgegen? —

Durch die Nacht dem Morgenroth! Ich hoffe zu Gott, es soll wieder Ruhe und Heiterkeit in mein Herz kommen! Franziska, auch in das Ihrige! —

Sie weinte sanft. Er störte ihre Thränen nicht. Sie schien sich ermannen zu wollen, er ermannete sich wirklich. Er begann in ruhigerm Tone:

Es wird zeitig warm werden, lassen Sie uns die wenigen Minuten der Kühle noch genießen! Kommen Sie an die freye Luft des Morgens. Sein erquickender Athem wird Ihnen wohlthun, wird Sie erheitern — —

Sie gingen zusammen und sprachen wenig, dann besuchte der Professor seinen Freund.

Professor, Professor —

rief ihm dieser entgegen;

Sie bleiben entsezlich lange! Hier langwierige Unterhandlungen zeigen eben so wenig Gutes an, als bey Konventionen

hoher kriegführender Mächte. Nun, wie steht's? Was bringen Sie mit?

Der Professor referierte mit Behutsamkeit und Schonung beyder Theile, aber auch mit Aufrichtigkeit. Der Rittmeister hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, sahe eine feine Weile still ins Weite und pfiff dann ganz leise ein altes Liedchen. Endlich fing er an:

Lieber Professor, ich meyne, hier ist für mich nicht viel zu machen. Wenn ein Mädchen auf die Frage nicht sogleich Antwort geben will, so fühlt sie nur gar zu gut, daß es in ihr nicht richtig ist; sie hat sichs aber bis dahin noch nicht klar und deutlich gemacht! Nicht —?

Bey einem so gewissenhaften Mädchen, wie Franziska ist — erwiederte der Professor mit Beziehung auf den Lieutenant — könnte vielleicht auch der Fall seyn, daß eine kleine flüchtige Verliеberey sie zweifelhaft über sich selbst machte —

Gewiß und wahrhaftig! Herr, Sie zün-den mir das rechte Lichtlein an! fiel der Rittmeister lebhaft ein — Der Junge,

der Junge — der verzweifelte Junge! Nunu, er soll mir fort! Ich will ihm nicht wehe thun, denn er ist nicht schlimm — ein läppisches Kind, aber nicht schlimm! Doch fort — ort muß er! —

Wenn ich nicht irre, so wird ein Frauenzimmer wie Franziska — das so viel Verstand und Phantasie hat, will ich sagen — von so einer flüchtigen Neigung sicherer und leichter durch das öftere Zusammenseyn mit der Person, auf welche ihre Neigung gehet, als durch so frühe Trennung, geheilet — —

Hmhm! brummte der Rittmeister und rieb sich die Stirne — Das will mir denn doch nicht so ganz zu Kopfe! Was haben Sie für Grund zu ihrem Glauben?

Ich denke mir die Sache so: die äußern Annehmlichkeiten einer solchen Person haben einen leichten — wenn auch lebhaften, doch nicht tiefen, wohl aber angenehmen Eindruck gemacht — —

Gut —!

Man hat sich diesem Eindruck überlassen, eben weil er angenehm war, und man nichts Arges daraus nahm; man hat an keine Fol-

gen, man hat überhaupt eigentlich an gar nichts dabey gedacht; innere Eigenschaften, den geheimern wahren Werth der Person zu untersuchen — das hat man nicht für nöthig befunden, eben darum, weil man nicht, oder doch an nichts Ernsthaftes dabey gedacht hat —

Gut! Nein, nicht gut! —

Werden nun beyde Personen getrennet, ehe das leztere geschehen, ehe man sich genauer, von innen, hat kennen gelernt, ehe man über die Sache gedacht und sie ernsthaft genommen hat: so ist die Phantasie nur allzugeneigt, den Entferneten mit eben so viel innern Vortrefflichkeiten auszustatten, als er äußere wirklich hat — Und so kann aus einem leichten sich verlieben ein sehr inniges lieben werden.

Jezt weiß ich, wohinaus Sie wollen! Aber 's ist nicht gut — weiß es der Himmel, 's ist nicht gut! Die jetzige Erziehung — doch ich will davon nichts sagen — —

Bleiben aber beyde Personen unter Umständen, wie die gegenwärtigen — ich meyne, wenn beyde gute Menschen sind, und das

Mädchen den Jüngling an Verstand, Besonnenheit, Festigkeit und zartem Gefühl, wie hier, überlegen ist — bleiben unter solchen Umständen die Leutchen länger beysammen; bekömmt noch obendrein, wie hier geschehen, das Mädchen eine besondere Veranlassung, ihr Herz zu untersuchen: so entdekt sie jene Neigung, untersucht ihren Grund, findet, wie dieser so locker und wankend ist, achtet nun ernsthafter auf den Gegenstand dieser ihrer Neigung, prüfet seinen Kopf, sein Herz, denkt vielleicht auch an die Umstände und Verhältnisse — und wenn sie hier nicht Genüge findet — —

Sie haben recht, Herzensmann! Genüge finden — mein Gott! der Mensch braucht einen Hofmeister, aber keine Frau! Nein, Sie haben recht! Ich will alles ruhig seinen Gang fortgehen lassen. Soll's seyn — gut, so wird sichs machen; soll's nicht seyn — —

Er zukte die Achseln, sahe etwas traurig vor sich hin, und brach dies Gespräch ab. Ob der Professor in diesem Raisonnement wirklich recht hatte, das mögen erfahrne Aeltern entscheiden. Was gilt's, er hat die meisten

Väter auf seiner Seite, die meisten Mütter gegen sich? Und wem nun folgen? Betrachte diese Mütter selbst genauer, und du weißt es. —

Gegen Abend kam der Lieutenant zurück mit aller seiner guten Laune und froh in seinen Hoffnungen, denn Franziska gefiel ihm wirklich von Tage zu Tage mehr. Er ließ den neuerkauften Fuchs mit möglichstem Geräusch und großer Vollständigkeit die Schule das Dorf hinabmachen: aber die böse Franziska wollte sich nicht am Fenster sehen lassen. Armes Thier, sagte er, als er abstieg; wir haben beyde einander vergeblich warm gemacht! Nun, gehe du; ich werd' es ohne dich versuchen! —

Er fand gar bald, daß hier eine Veränderung vorgefallen sey. Der Vater war so ernsthaft, so weichmüthig, so still; Franziska gleichfalls so ernsthaft, so zerstreuet; der Professor so ängstlich, so beklommen — Der junge Herr schlug seine gewöhnlichen Saiten an; es waren Töne in der Wüsten, kein Wiederhall, kein Fortklingen! Die Funken seines Witzes wollten nicht verfangen, die Anekdoten nicht belustigen. In Ansehung

des Mädchens stiegen hierdurch seine Hoffnungen; nur mit seinem Urtheil über den Vater konnte er nicht ins Reine kommen. Es kann seyn, dachte er, daß der Vater mein Verhältniß mit Franziska entdeckt hat: aber dann sollte er sich ja freuen! Was in aller Welt könnte er dagegen haben, wenn sie mein liebes Weibchen würde? — Hier fuhr ihm denn doch ein Gedanke durch den Kopf, welcher der Wahrheit nahe kam.

Als man sich nach dem Abendessen frühzeitig trennete, kam er noch auf des Professors Stube. Nach einer kurzen Einleitung erklärte er diesem, er komme, um ihn zum Vertrauten in einer Herzensangelegenheit zu machen. Der Professor suchte auszuweichen, aber der Lieutenant war der Mann nicht, der Jemand ausweichen ließ; er hörte nicht darauf und gestand, daß er Franziska lieb gewonnen habe, und daß er glaube, er werde bey ihr keinen langen Widerstand, bey seinem Vater vollen Beyfall finden —

Haben Sie wirklich Grund genug, dies zu glauben? fragte der Professor ernsthaft.

Was das Erste anlangt — erwiederte der Lieutenant — so muß ich davon am besten urtheilen können; und wenn ich mich morgen offen und gerade, wie sichs gebührt, an das Mädchen wenden werde — was ganz gewiß geschiehet: so wird sichs ja wohl fattsam ausweisen. Aber über das Zweyte — über meinen Vater können Sie gewiß besser urtheilen, als ich. Ich sehe schlechterdings keinen nur einigermaßen vernünftigen Grund, warum er sich einer solchen Verbindung widersetzen sollte —

Schlechterdings keinen —? sagte der Professor sehr ernsthaft.

Er könnte selbst Absichten auf das Mädchen haben — erwiederte der Lieutenant gezogen — Aber ich sprach von v e r n ü n f t i g e n Gründen!

Der Professor sahe ihn scharf an und schwieg —

Nein, das ist nicht möglich — fing der Lieutenant nicht ohne Bitterkeit nochmals an — das wäre ja lächerlich! Nicht möglich! —

Der Professor schwieg unzufrieden. Der Lieutenant fuhr fort:

Und doch — wenn ich so manches zusammennehme —! Ich habe die er-

sten Tage meines Hierseyns einigemal mit ihm von dem Mädchen gesprochen. Er war unerschöpflich in ihrem Lobe und sprach mit einer Lebhaftigkeit —! Er ist so sorgfältig und schmuck in seinem Aeußern — hier, hier in seinem Hause, auf dem Lande — als ich ihn noch nie in der Stadt gesehen habe! Er hat für die liebe Mündel vorigen Winter eine Loge im Schauspiel gemiethet und sie gemeiniglich selbst dahin begleitet — das hat mir neulich Franziska ohne Absicht im flüchtigen Gespräch selbst gesagt — und er ist vielleicht seit zwanzig Jahren nicht ins Theater gekommen! — Wenn ich das und noch so manches Andere zusammennehme —! Ich bitte Sie, liebster Professor — soll das junge, lebhafte, blühende Mädchen die Wärterin eines alten Mannes werden — ?

Lieber Freund — fiel der Professor ein; wenn Sie das Fräulein lieben — nicht etwa, wenn sie Ihnen nur so ganz hübsch gefällt; wenn Sie sie lieben, und glauben von ihr geliebt zu werden, so verdenke ich es Ihnen nicht, daß Sie Ihre Absichten zu erreichen suchen. Aber ich, das Fräulein selbst, und alle Recht-

schaffne werden und müssen es Ihnen sehr verdenken, wenn Sie, bey dem Bestreben, Ihre Absichten zu erreichen, vergessen, daß Sie in Kollision mit Ihrem Vater, und mit einem so guten, rechtschaffnen Vater kommen —

Was? fiel der Lieutenant heftig ein — So soll ich wohl aus lauter kindlicher Liebe ruhig mit ansehen, daß ich, daß Franziska, daß Er selbst am Ende unglüklich wird?

Das sage ich nicht. Wenn es mit Ihrer Neigung und Ihren Hoffnungen seine Richtigkeit hat, so verfolgen Sie Ihren Zweck: aber verfolgen Sie ihn, wie ein guter Sohn, der, bey der Verfolgung seines Zweks, dem besten redlichsten Vater, auch bey aller Schonung und Delikatesse, doch wehe thun muß! —

Die gehörige Schonung und Delikatesse hätte jeder Nebenbuhler von mir zu erwarten — erwiederte der Lieutenant ziemlich leicht hin. Und was das Verhältniß zwischen Vater und Sohn anlangt — allen Respekt und alle Hochachtung und Liebe gegen meinen Vater in Dingen, wo dies Verhältniß wirklich ein-

tritt! Aber hier — hier sind wir zwey einander ganz fremde Personen; und jede hat das Recht, die Erfüllung ihrer Wünsche nach Möglichkeit zu betreiben. Und — erlauben Sie — ich denke denn doch, hier habe ich noch mehr Recht dazu, als er — —

Hier brach der Lieutenant schnell ab und ging.

Den folgenden Tag versuchte er nochmals seine gewöhnliche gute Laune bey Franziska; da er aber sahe, daß er damit heute nicht glüklicher war, als gestern, so wechselte er, als ein geschikter Negociateur, den Ton, wurde gleichfalls ernsthafter; schien zerstreut, und innig theilnehmend an Franziska's stiller Wehmuth. Sie suchte die leztere zu verbergen, Er spielte Verbergen seiner Theilnahme. Sie wurde ihm durch ihre Wahrheit noch interessanter, er ihr durch diesen Schein, den sie für Wahrheit hielt. Sie vermied indessen alle Gelegenheit, mit dem jungen Herrn allein zu sprechen, so sorgfältig, machte alle seine Plane so fein zu nichte, daß er mit der gedroheten „offenen und geraden Erklärung" schlechterdings nicht an sie kommen konnte. So verschlichen einige

Tage, die folgenden bekam man Besuche aus der Nachbarschaft, jezt waren die von Franziska verlangten acht Tage um.

Der Lieutenant bemerkte sehr gut, daß man die Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, absichtlich vermied. Der junge eitle Held fragte sich: Warum das? Er fand, daß Furchtsamkeit des Mädchens und Scheu vor dem väterlichen Rival die einzige Ursache seyn könne. Am besten also — sagte er; ich entferne vor allen diesen achtbaren Nebenbuhler, und, um ihn zugleich zu schonen, ich entferne ihn so, daß er selbst freywillig zurüktritt. Ich werde zu ihm gehen, ich werde seine ganze Angelegenheit ignoriren, ich werde — — Hm! die Väter halten die Söhne von Thorheiten zurück, und thun recht daran: sollte es aber nicht eben so rechtgethan seyn, wenn der umgekehrte Fall möglich wird? Jezt kann's seyn, daß er unwillig wird, aber in der Zukunft muß er mir's danken — —

Es war noch früher Morgen; der Vater, der die acht Tage sehr wohl gezählt hatte, und jezt den lezten mit großer Aengstlichkeit hatte anbrechen sehen — war allein auf seinem Zim-

mer, als der Sohn zu ihm kam. Mit einem frommen Gesicht begann dieser:

Ich komme so früh zu Ihnen, lieber Vater — vergeben Sie mir: es geschiehet aus einer doppelten, für mich sehr wichtigen Ursache.

Der gute Alte, der freylich jezt nicht aufgelegt war, sich tief in Gespräche über doppelte Ursachen einzulassen, erwiederte: Was braucht's einer Entschuldigung, wenn der Sohn zum Vater kömmt? Aber ich muß dir aufrichtig sagen, ich bin jezt ein wenig — zerstreuet; ich habe — ich erwarte — unangenehme Nachrichten — —

Briefe? sagte der Sohn nicht ohne Bosheit —

Ja, Briefe —! Laß uns ein andermal von den Dingen, die du an mich haben kannst, sprechen, wenn sie nehmlich wirklich wichtig sind —

Ja, sie sind es, mein Vater; aber ich muß jezt — jezt darüber sprechen. Erstens die Sorge für Sie — —

Die Sorge für mich —? sagte der Rittmeister und stuzte —

Ja — Ihre Gesundheit, Ihre Heiterkeit, Ihr Wohlbefinden scheint gestört —

Ach nein, nein — fiel der Rittmeister etwas verlegen ein —

Und doch — ! Ich sage Ihnen, ich bin sehr besorgt darum! Ich bemerke an Ihnen eine Unruhe — —

Laß das nur gut seyn, wenn's auch wäre — unterbrach ihn der Vater noch verlegner. Der Sohn konnte sich vom Gefühl des Triumphs so hinreißen lassen hinzuzusetzen —

Freylich, die zunehmenden Jahre — ! Lasse Er sich um die nur unbekümmert, Herr Sohn! Sie können noch ein feines Weilchen zunehmen, und ich kann mich wohl dabey befinden — —

Das gebe der Himmel! Aber ich, liebster Vater — ich befinde mich jezt gar nicht wohl. Und das ist eben das Zweyte, warum — —

Du? du nicht wohl? Was fehlt dir denn?

Haben Sie nichts an mir bemerkt? Wirklich nichts? Nicht, daß ich seit geraumer Zeit — —

Hier schilderte der übermüthige, boshafte Mensch den ganzen bisherigen Zustand des guten Alten. Dieser stand auf Kohlen, endlich unterbrach er ihn:

Ich hätt' es freylich an dir bemerken sollen, daß du ein Narr bist —

Um Verzeihung — daß ich verliebt bin! Liebster Vater, ich habe den Gegenstand meiner Liebe so gewählt, daß ich gewiß bin, ich erfülle dadurch zugleich Ihre eigenen Wünsche. Deshalb sind Sie auch mein erster, mein bester Vertrauter. Sie haben mich oft, als leichtsinnig, getadelt: was wird mich sicherer zur Ordnung und Ernsthaftigkeit bringen, als ein verständiges und geliebtes Weib? Sie haben so oft gesagt, daß Ihnen nichts über die Freude gehen würde, in späten Jahren ein Glied der glüklichen Familie Ihres Sohnes zu seyn — —

Nunu — in späten Jahren! Bis dahin ists, will's Gott, noch Zeit! Ich weiß überhaupt nicht, was für alberne Wendungen du heute nimmst? Lebe ich dir etwa zu lange?

Der Himmel vergebe Ihnen diesen Gedanken! Also lassen Sie mich alles kurz zusammenfassen: ich wünschte mich zu verheyrathen.

Du bist noch zu jung —

Um glüklich zu werden?

Mußt jezt wahrscheinlich ins Feld —

Eben darum! Die Liebe zu meiner Gattin wird mich begeistern; ich werde mich hervorthun, um ihrer Liebe immer würdiger zu werden, um ihr Ehre zu machen, um höher hinaufzukommen, damit ich sie höher erheben könne. — Ich bin gewiß, mein Vater, wenn ich Ihnen meine Geliebte genannt habe, so verschwinden alle diese kleinen Bedenklichkeiten —

Er ist seiner Sache sehr gewiß, Herr Sohn! —

Das bin ich auch — denn meine Geliebte ist tugendhaft, verständig, überall hochgeachtet; sie ist schön, von sehr guter Familie; sie ist — wenn auch nicht reich, doch recht wohlhabend; sie kennet Sie, sie schäzt Sie sehr hoch — Konnte

ich glüklicher wählen, um Ihren Seegen zu erhalten?

Der gute Vater, der nichts Hinterlistiges ahndete und seinen Sohn so gern glüklich sehen wollte, stand eine Weile nachdenkend, sein Gesicht heiterte sich etwas auf; mit nachgiebigem Ton sagte er:

Hm — wenn du nicht mit den Augen eines geblendeten Liebhabers gesehen hast: ey nun —! Du sagtest: deine Geliebte kenne mich: kenne ich sie auch?

Allerdings! Sie kennen sie, Sie achten, Sie lieben sie — väterlich! Das ists eben, warum ich mit so festem Vertrauen auf Ihre Zufriedenheit rechne —

Hier fuhr dem Rittmeister ein Gedanke durch den Kopf — Eiskalt schlich es ihm den Rükken hinab. Er sagte etwas heftig:

Laß das Geschwäz, und sage kurz — wer ists? —

Franziska —!

Franziska? Meine Mündel, Franziska? fuhr der Rittmeister heftig auf — Die ists? Friz, ich sag' dir, du bist nicht klug!

Nun ist kein Zweifel mehr —! dachte der Lieutenant. Mit affektierter Ruhe wie-

derholte er: Ja, Ihre liebe gute Mündel!

Meine Mündel! Die Franziska! Noch einmal, Fritz; du bist nicht klug —

Wie, mein Vater?

Ich will dir's auf Stempelpapier ausfertigen, wenn du es so nicht glauben willst —

Ich erstaune —!

Erstaune wie du willst; ich sage dir, das ist keine Frau für dich! Nichts, nichts; mach' mir weiter kein Gerede davon.

Aber, mein Gott —!

Nichts, sag' ich dir; ist keine Frau für dich — Schlag' dir's aus dem Sinn —

Aber warum denn — warum wär' sie denn keine Frau für mich? Sie müssen doch selbst eingestehen ——

Das Mädel ist brav, ist gut: aber sie ist keine Frau für dich, sag' ich! Sie ist zu jung — wollt' ich sagen, du bist zu jung für sie, viel zu jung und zu kindisch —

Zu jung? Ich kann mir keine schönere Gleichheit der Jahre denken!

Sie ist zu lebhaft; sie muß einen verständigen, gesezten, determinirten Mann haben. Sie denkt viel zu vernünftig und reel, als daß sie mit so einem faden Menschen glüklich seyn könnte — —

Ich glaube mir mit dem Gegentheil schmeicheln zu dürfen. Franziska scheint nicht ganz gleichgültig gegen mich zu seyn —

Du bist einer von den eiteln, eingebildeten Bürschchen. Wenn ein Mädchen euch einmal ein freundlich Gesicht macht, so glaubt ihr, sie ist in euch verliebt. Kurz, aus der Sache kann nichts werden! Und ich muß dir überhaupt sagen — Es ist wahr, es hat mich gefreuet, dich einmal zu sehen — wahrhaftig, recht herzlich gefreuet! Nun — jezt hab' ich dich gesehen, und — du lebst hier im ausgemachtesten Müßiggehen, daher verfällst du auf solche verkehrte Ideen. Ich wünschte, du gingest zu deinem Regimente zurück —

Erlauben Sie mir immer, lieber Vater, Ihnen noch einige Tage hier beschwerlich zu seyn, um mein Glück bey Franziska selbst zu versuchen. So lange ich nicht durch tristi-

gere Gründe überzeugt werde, daß es mein Glück nicht sey, würden Sie mit Recht einen neuen Beweis für mein fades, kindisches Wesen darin finden, wenn ich meine sehr wohl begründeten Hoffnungen aufgäbe — —

Hiermit ging er und ließ den redlichen Alten in großer Bestürzung. Unterdessen hatte der Professor die Gelegenheit, das Fräulein allein zu sprechen, wahrgenommen und war zu ihr gegangen. Beyde ahndeten freylich nichts von dem, was so eben vorgefallen war.

Franziska begann — sehr herzlich, aber auch gefaßt und besonnen — mit aufrichtiger Bezeugung ihrer Erkenntlichkeit für die edlen Gesinnungen, welche ihr lieber Vormund gegen sie hege; sie sezte die Vortheile, deren sie sich durch eine solche Verbindung zu erfreuen hätte, mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit aus einander — Der Professor fing an an die Erfüllung der Wünsche seines Freundes zu glauben, aber an den Gesinnungen des Mädchens, aus welchen sie diese Wünsche erfülle, irre zu werden. Nun lenkte die Verständige ein:

Ist es genug zum Glück der Ehe — sagte sie — daß man sich mit einer Person verbindet, die man von Grund der Seele hochachtet, und die von allen Andern, welche sie kennen, hochgeachtet werden muß: so kann ich mich nicht glüklicher verbinden, als mit Ihrem Freunde. Glauben Sie, daß das genug ist?

Der Professor war in einiger Verlegenheit. Er sagte: Es ist das eine Frage, mein Fräulein, auf die sich wohl im Allgemeinen so wenig, oder vielmehr so gar nichts Gründliches antworten läßt, daß ich gar keine Antwort wagen darf. Es kömmt hier so viel auf individuelle Denkungs= und Sinnesart, sogar auf Temperament und äußere Umstände an — — Wohnt keine zärtlichere Neigung in einem Herzen, das sich so verbinden will; kann dies Herz sicher seyn, daß keine solche Neigung sich in Zukunft einschleichen, oder doch, daß Vernunft und Redlichkeit stets Meister einer solchen Neigung bleiben werden: so habe ich keinen Zweifel, daß eine solche Ehe recht glüklich werden kann —

Wer kann für das Lezte sicher seyn — ? fragte Franziska sehr ernst. Oder — ich muß meine Frage genauer bestimmen — kann ein Mädchen meiner Jahre, meiner eingeschränkten Erfahrung, dafür sicher seyn ? —

Man vermag viel, man vermag hier alles, wenn man so besonnen und so edel ist, wie Sie ; und wenn man wahrhaftig will — —

Man vermag viel, ich will dies zugeben : aber vielleicht mit welchem Kampfe ? unter was für Leiden ? Wer einmal so verbunden ist, der darf dann diesen Kampf, diese Leiden nicht scheuen ; der muß, der wird auch siegen. Aber wer ihnen entgehen kann ? —

Der Professor schwieg. Franziska fuhr nach einer Pause in ruhigerm Tone fort :

Lassen Sie uns auch auf kleinere Dinge kommen. Was wollen wir's leugnen ; es hängt ja ein so großer Theil unsrer Zufriedenheit von solchen kleinen Dingen ab ! Nehme ich den gütigen Antrag meines mir so theuren Vormunds an — was wird die Welt sagen? Er ist sehr reich, mein Vermögen ganz

gering: wird nicht das allgemeine Urtheil seyn, ich habe mich mit seinem Gelde vermählt?

Ungerechtes Urtheil der Welt — wer kann dem entgehen —? Wo ist der reine Diamant, unter dem das Auge des Nichtkenners aus Unverstand, des Kenners, aus Eifersucht und Neid — nicht eine falsche Folie vermuthete?

Wahr; aber auch — wer ist so stark, daß ihn solch allgemeines Urtheil, und wenn es so viel Schein der Wahrheit hat, nicht traurige Stunden machte? Geschiehet das Männern nicht — Männern, die mehr in sich und ihrem Eigensten leben: wir Weiber, die wir mehr mit Andern und mit Verhältnissen — kurz, mit dem, was nicht unser Eigenstes ist, zusammenhangen, fühlen dann hier anders —

Der Professor schwieg nochmals. Nach einer langen Pause fuhr Franziska fort:

Soll ich Ihnen mehr von dergleichen kleinen, und doch bedeutenden Dingen anführen? Nein, nein! das hab' ich nicht nöthig —

Hier ergriff sie warm und vertrauensvoll des Professors Hand —

Aber nun rathen Sie mir, mein Freund und treuer Führer von Kindheit an — was soll ich dem edlen Manne antworten? Hier darf keine Rede von gewöhnlichen scheinbaren Ausflüchten seyn. Könnte ich, zum Beyspiel, angeben, ich sey überhaupt noch zu jung, ohne daß ich ihn dadurch kränkend an seine höhern Jahre erinnerte? ohne daß ich ihm, meinem Wohlthäter, wehe thät?

Dafür lassen Sie mich sorgen, sagte der Professor nun gefaßt — Seyn Sie ruhig, meine Freundin; Ihr und mein Freund ist ein edler Mann, der Sie nicht verkennen wird. Ich will ihm dieses unser Gespräch behutsam, aber mit alle dem Vertrauen, das er verdient, berichten; und ich schwöre es Ihnen in seine redliche Seele — seine Achtung gegen Sie wird dadurch vergrößert, seine Freundschaft befestiget werden — —

Er ging, ging zum Rittmeister, und berichtete, wie er versprochen hatte. Der Rittmeister, in dessen Kopfe, seit der Unterredung mit seinem Sohne, sich mancherley

durchkreuzt hatte — hörte mit aller Aufmerksamkeit und ohne den Referenten zu unterbrechen. Als dieser geendigt hatte, stand der redliche Alte noch fest auf seinem Platze, sahe ins Weite und sagte leise vor sich hin: So — ! hm — so! — Nun brach er aber lebhaft aus:

Es bleibt doch ein herrliches Mädchen — die Franziska! Wie ist mir denn? Fällt's doch von meinen Augen, wie Schuppen! Sie hat recht — weiß Gott der Herr, sie hat recht, recht von Grund aus! Es ist seitdem ohnedies Einiges vorgefallen, das — — doch davon ein andermal! Ich war ein Narr, und sie ist und war und bleibt ein liebes Kind —

Sie wird jezt sehr ängstlich seyn — sagte der Professor.

Kommen Sie! kommen Sie — rief der Rittmeister und zog den Professor schnell fort in Franziska's Zimmer. Rasch ging er auf das geängstete Mädchen los, umfaßte sie, drükte sie kräftig an sein Herz:

Kindchen — liebes, gutes Herzenskindchen, vergieb mir, daß ich dir Unruhe gemacht habe! Und habe Dank, habe

herzlichen Dank! Ich war auf eine Wildbahn gerathen, du hast mich wieder ins rechte Geleis gebracht, und hast so säuberlich, so gutmüthig gelenkt — Habe Dank! Daß so ein Paar verständige und wohlwollende Augen Einem den Kopf verrücken, das ist eine alltägliche Sache; daß sie ihn aber auch wieder zurechtsetzen, das ist ein seltner Fall; und daß sie dies mit so viel Schonung und Liebe thun, das ist wahrlich in unsern Tagen fast unerhört — —

Franziska drükte ihr brennendes Gesicht an seine hochklopfende Brust, er küßte sie mit väterlicher Zärtlichkeit.

Laß gut seyn —

fuhr er fort und hielt sie noch immer fest —

Das dort — du verstehst mich! — das laß abgethan seyn! Wir wollen's vergessen — es sey keine Rede mehr davon! Aber behalt' mich lieb — —

Mein Wohlthäter! mein gütiger Vater — ! rief Franziska mit Thränen —

Das war's Rechte — rief der Rittmeister aus; das kann und das will ich

dir seyn! Dein Vater ich, mein liebes Töchterchen du —: so kann's, so soll's bleiben! — —

In so seelenfroher glüklicher Stimmung machten die drey guten Menschen einen Spaziergang ins Freye und kamen nach einigen Stunden — weniger bestürmt und heftig, aber noch eben so froh, innig und traulich zurück. Der Lieutenant, der eine solche Wendung nicht ahndete, sahe das Gesellschaftchen in dieser Laune zurükkommen. Was? sagte er — Steht es so? Nun wird's Zeit! Hohe Zeit! Hier sind Erklärungen vorgefallen — Mein Vater ist froh, wie ein König, das Mädchen gleichfalls, der Professor, als muthmaßlicher Mittelsmann, nicht weniger — Nunu, lieben Leute; lacht nur, lacht über mich meinetwegen! Noch seyd ihr doch wohl nicht ganz aufs Reine! Wer zulezt lacht, lacht am besten! Wie fädeln wir's am klügsten ein? — Ja, jezt, jezt gleich will ich zu ihr! Wir wollen doch sehen —!

Kaum war Franziska auf ihr Zimmer gekommen, als er zu ihr eilte.

Nicht ohne Selbstgenügsamkeit, noch weniger ohne Bitterkeit gegen seinen wackern Vater trat er in ihr Zimmer. Sein Gesicht glühete, seine Augen funkelten —

Mein Fräulein — begann er; ich komme zu Ihnen in einer Angelegenheit, welche wahrlich die wichtigste meines Lebens ist, und von der das ganze Glück oder Unglück meiner künftigen Tage abhängt —

Erschrocken fiel Franziska ein: Herr von Seegers, Sie sind so unruhig, so heftig, so erhizt —: ich glaube nicht, daß Sie im Stande sind, über irgend eine wichtige Angelegenheit jezt zu sprechen. Lassen Sie uns lieber — —

Jezt oder nie! Jezt, jezt, muß es seyn! Ach Franziska — —

So muß ich Ihnen sagen, daß ich jezt durchaus nicht geschikt bin, über etwas Wichtiges zu sprechen. Aus Gefälligkeit gegen mich — —

Franziska, wollen Sie nicht sprechen, so hören Sie mich nur — Bey Gott, das sollen, das müssen Sie! —

Etwas beleidigt und mit angenommener

Gleichmüthigkeit antwortete Franziska: Wenn es seyn muß —! Ists Ihnen gefällig Platz zu nehmen? — Sie sezte sich auf das Sopha und zwang sich eine gelassene Miene ab. Der Lieutenant nahm heftig ihre Hand:

Franziska, nicht diese Kälte: sie scheint Verachtung —

Dann trügt der Schein —

Wohl! So wag' ichs auf Ihre Güte, Ihnen ein Geständniß zu thun, das mir das Herz zersprengen würde. Franziska, ich liebe Sie, ich liebe Sie unaussprechlich —

Herr von Seegers, lassen Sie uns jezt abbrechen —

Ohne zu hören fuhr er fort: Ich bitte um Gegenliebe, als das höchste Glück meines Lebens; ich biete Ihnen meine Hand — Franziska, verschmähen Sie sie nicht —

Mein Gott — rief Franziska in Bestürzung —

Ueberraschen kann Sie dies Geständniß nicht! Wenn Sie mein zeitheriges Benehmen gegen Sie nur im geringsten Ihrer Aufmerksam-

keit für würdig gehalten haben, so kann es Ihnen nicht neu seyn —

Auf Ehre und Gewissen, es ist mir's. Sie sehen meine Bestürzung — Ich wünsche sehr, jezt nichts weiter hierüber von Ihnen zu hören. Lassen Sie mich nicht vergeblich wünschen —

Jezt oder nie!

Es sollte mir so herzlich Leid thun, wenn ich Ihnen wehe thun müßte — —

Ich lasse Sie nicht — wahrlich nicht! Ich verlange ja keine Entscheidung meines Schiksals: nur das sagen Sie mir, ob ich so glüklich bin, Ihnen nicht ganz zu mißfallen — Nur Hoffnung! nur einen kleinen Schimmer von Hoffnung! —

Sie wollten Liebe für mich fühlen, und mir die erste Bitte, die ich an Sie habe, abschlagen?

Eben darum! Nur ein einziges bedeutendes Wort —

Sie zwingen mich; nun, hier haben Sie dies Wort — sagte Franziska mit Fassung und Selbstgefühl — Ich kenne Sie nur seit einigen Tagen. Meine Gesinnungen gegen Sie sind bisher —

bey Gott, ich will Sie nicht hierdurch beleidigen — sind bisher zu flüchtig gewesen, als daß ich sie zum Ueberdenken, oder auch nur zum deutlichen Bewußtseyn gebracht, oder zu bringen für pflichtmäßig gehalten hätte. Ich habe mich Ihrer erneueten Bekanntschaft und Ihres guten Humors gefreuet — Jezt, durch dies Stürmen — vergeben Sie — durch dies Stürmen mißfallen Sie mir.

Sie stand hier auf und schien weggehen zu wollen. Der Lieutenant hielt sie mit Gewalt auf. Er hatte sich von dieser seiner feurigen, etwas militairischen Prozedur freylich ganz andere Würkung versprochen. Er war außer sich. Wie hätte er Besinnung behalten können, da tief beleidigte Eitelkeit und Bitterkeit gegen das, was er für einziges Hinderniß der Erfüllung seiner Wünsche hielt, zugleich in ihm tobten? Franziska, die sich vergebens von ihm loszumachen strebte, fuhr fort:

Herr von Seegers, sollten Sie mir auch nach diesem jezt noch Etwas zu sagen haben?

Ich habe Sie beleidigt — Sie haben im Zorn gesprochen —

Das nicht —

Nun, so handeln Sie nicht frey!

Noch mehr beleidigt sagte Franziska: Ich wünschte wohl zu wissen, was Sie zu diesem Urtheil berechtigte —

Verstehen Sie mich nicht falsch, Franziska! Ich meyne — man — man kann seine eigenen Gefühle verkennen — sagte er mit Beziehung und Bitterkeit —

Das kann man — antwortete Franziska befremdet.

Man kann zum Beyspiel die Empfindungen der Achtung, der Erkenntlichkeit, der Freundschaft, wenn man selbst edel ist und sie lebhaft fühlt — für etwas weit Zärtlichers nehmen, als sie sind. Freundschaftliche Ueberredung, eine Art Mitleid, und dergleichen — das kömmt dazu —

Sehr ernsthaft und durchdringend heftete Franziska hier ihr Auge auf sein Gesicht; er schlug die Augen nieder, ließ sich nicht unterbrechen, sondern fuhr in seinem angenommenen ruhigen Tone fort —

Man hat Beyspiele, daß junge liebenswürdige Mädchen aus diesen Ursachen den Resten der Zärtlichkeit eines übrigens braven Alten nicht haben widerstehen wollen, ohne zu bedenken, daß gerade diese Zärtlichkeitsbezeigungen Folgen von Schwäche des Alters waren. Sie opferten sich auf, einem Etwas, das sie Pflicht, Tugend nannten, und das nichts, als Schwärmerey — freylich Schwärmerey eines großmüthigen Herzens, war. So lange der gute Alte ihnen blos gut erschien, ging alles vortrefflich: als er aber anfing blos alt zu seyn — —

Das vergebe Ihnen Gott —! fiel Franziska mit Würde und herzlichster Indignation ein. Dies erschütterte den Lieutenant. Er stokte, er wollte seiner Rede eine Wendung geben, fand keine, fühlte sich innigst beschämt und sehr weit verirret. Franziska fuhr in jenem Tone fort:

Sie haben mich hierdurch in den Stand gesezt, daß ich Ihnen ein so entscheidendes Wort geben kann, als Sie vorhin selbst nicht verlangten. Ohne allen Hehl — Das Interesse, das ich bisher an

Ihnen nahm, hätte ich vielleicht etwas lebhafter darstellen dürfen, als ich es vorhin that, ohne die Wahrheit zu verletzen. Mein Herz hatte den Gespielen meiner Kinderjahre keinesweges vergessen. Sie mißfielen mir vorhin, weil ich Sie für leichtsinnig, übereilt und undelikat hielt: aber ich war nicht abgeneigt, Sie bey mir zu entschuldigen. Wenn ich aber — meine Absicht ist nicht, kränkend, sondern nur offen mit Ihnen umzugehen — wenn ich den Sohn so vom Vater sprechen, so gegen den Vater sich benehmen sehe —

Vater? Vater? fiel der Lieutenant mit eben so armseliger, als mißlungener Verstellung, gleichsam überrascht ein —

O Herr von Seegers, Sie haben nur zu gut gezeigt, daß Sie um gewisse besondere Angelegenheiten wissen: wozu noch mehr Verstellung? Wenn ich das von dem Sohne gegen einen Vater, der so redlich, so edel, so großmüthig denkt, der so voll Liebe gegen den Sohn, so ängstlich um sein Wohl besorgt ist, auch wenn er es ihm nicht ins Gesicht

sagt — wenn ich das sehe, sag' ich: dann mißfällt mir der Sohn, und nicht als leichtsinnig, nicht als übereilt, nicht als undelikat: sondern — ich muß es sagen, wie ichs fühle — als undankbar, als unempfindlich, als unedel, als boshaft. Dies Mißfallen muß von Dauer seyn, und wenigstens auf immer eine gewisse Furchtsamkeit in mir erzeugen, welche es mir unmöglich macht, in irgend ein Verhältniß mit ihm zu treten, das volles Vertrauen voraussezt —

Der Lieutenant war außer sich. Er warf sich vor ihr nieder, er faßte ihre Hände:

Franziska — ja, ich habe gefehlt, ich habe mich vergangen: aber nur noch Ein Wort —

Stehen Sie auf, Herr von Seegers; nun können wir uns beyde nichts mehr zu sagen haben!

Nichts mehr? Ha, daß ihr so schnell zum verdammen seyd —

Durch solches Benehmen zwingen Sie mich wegzugehen —

Nein, eher laß' ich Sie nicht, eher steh' ich nicht auf, bis ich Ihnen meinen Zu-

stand geschildert, bis ich all die Verwirrung, die mich in diese — —

Da öffnete sich die Thür und der Rittmeister trat herein. Der Lieutenant sprang auf und stampfte erbittert mit dem Fuße. Der gute Vater begann in einem Tone, der nichts weniger, als mißbilligend war:

Eyey, Leutchen, was gehet hier vor? Da bin ich freylich wohl zu unrechter Stunde gekommen! Je nu — ich habe einmal gestört, und bin nun einmal da! Bleibt also, ich möchte gern Etwas mit euch Beyden sprechen —

Nein, ich muß fort — rief der Lieutenant. Der Vater hielt ihn auf:

Nun so höre doch erst, Herr Sausewind!

Lassen Sie mich, liebster Vater! Ich bin ein schlechter Mensch —

Nicht klug ist Er, sag' ich — erwiederte der redliche Vater — Indessen, wenn du durchaus fort willst, so gehe in Gottes Namen! Aber erst noch ein Wort —

Er nahm ihn bey Seite und sagte leise:

Ich habe dir vorhin gesagt, du möchtest dich marschfertig machen — ich habe mich

übereilt. Bleib nur — deine Sachen können noch gut werden! —

Das erschütterte den Lieutenant innigst. Heftig und mit Thränen fiel er dem Vater um den Hals, riß sich dann schweigend los und stürzte hinaus. Der Vater sahe ihm befremdet nach, schüttelte, und sagte:

Was hat denn der Mensch? Ist das nicht gleich ein Sieden und Sprudeln und Gischten und Ueberlaufen bey dem jungen Blute! — Na, Kindchen — fuhr er zu Franziska fort; er ist darum nicht schlimm! Komm her, mein Fränzchen; setz' dich ruhig zu mir aufs Sopha. Ich habe dir Etwas zu sagen, das mir nahe liegt und dir hoffentlich nicht ganz zuwider ist — Setz' dich! da! —

Franziska, die sich unterdessen ein wenig gesammlet hatte, setzte sich zu ihm.

Kindchen, begann der Rittmeister nach einiger Besinnung; ich will durch Sprüchwort mit dir reden: du mußt mir mein Gleichniß nur nicht bis auf den Knochen secieren. Es giebt ein herrliches Gut in meinem lieben Vater-

lande; ein Gut, schön gelegen, lieblich angebauet, fruchtbar und reizend anzuschauen; ein kleines Paradies, und ohne einen Apfel, an dem man sich und seiner Nachkommenschaft den Tod ißt. Das Gut soll verkauft werden. Ich möcht' es gern haben. Das gehet aber nicht — Nimm an, ich bin zu arm, oder ich bin nicht getauft, oder so Etwas. Nun gut! Ein Freund von mir befindet sich gleichfalls unter den Vielen, die, wie ich, das liebe Gut zu besitzen wünschen. Nun was werd' ich denken? Du hast's nicht haben können: wenn es doch wenigstens dein Freund hätte! Der besizt das Kaufpretium, er ist auch ein wohlgetaufter Christ —! he! Was werd' ich nun thun? Ich gehe hin, handle für ihn heimlich um das Gut, und wenn's nach Wunsch gehet, hab' ich die Freude, es ihm ohne Weitläuftigkeit als Eigenthum zu übergeben. Was meynst du dazu, Fränzchen?

Franziska war in neuer Verlegenheit. Sie vermochte nicht zu antworten. Der Alte fuhr fort:

Ich fühl's wohl, sie klingt und klappt nicht, meine Parabel: aber laß dir die Deutung desto besser klingen. Kurz und gut — du bist das liebe Paradies, ich bin der Beschnittene, mein Fritz ist der gläubige Christ, und, nach dem, was ich vorhin gesehen, besizt er mein' Seel' das Kaufpretium. Nun sieh — ich komme also und handle für ihn —

Mit der größten Beklemmung stand Franziska auf:

Nur einige Minuten erlauben Sie mir, mein bester liebster Vater —

Keine Uebereilung, Kind! ganz recht! keine Uebereilung —!

Franziska ging ins Nebenzimmer. Welche Menge einander widersprechender Regungen durchkreuzten sich jezt in des Mädchens Busen! Sie hatte bis dahin den Lieutenant gern, recht gern gesehen — weiter aber auch nichts. Durch sein voriges Einstürmen war er ihr mißfällig, durch sein Benehmen gegen den guten Vater, zuwider. Seine Reue hatte sie für so herzlich genommen, als sie wirklich war; er war ihr dadurch wieder schäzbarer geworden: aber jenes Mißtrauen,

das sie nur Furchtsamkeit genannt hatte, blieb in ihr, und sie fühlte, daß es sehr lange in ihr bleiben würde. Jezt nun wieder die unverhoffte, unverdiente Güte des beleidigten Vaters gegen ihn: diese schärfte ihr Urtheil und ihren Sinn wenigstens eben so sehr, als jene Reue ihn gemildert hatte. Nein, sie konnte, und, wie sie glaubte, durfte nun nicht die Seinige werden! — Gleichwohl was sollte sie dem guten Vater antworten? Aufschub — würde den der gute Alte anders, als günstig für den Sohn annehmen? und mußte abschlägliche Antwort ihm dann nicht noch weher thun? Entscheidung ohne den Hauptgrund anzugeben — wie würde ihn diese schmerzen, und was würde er von ihr denken? Entscheidung mit dem wahren Hauptgrunde — wie würde diese das Vaterherz verwunden? wie die traurigste Mißhelligkeit zwischen Vater und Sohn stiften? Hierzu kam noch Etwas, das zwar tief in ihrem Herzen verborgen gelegen hatte und nur Einmal erwacht und hell hervorgetreten war — damals, als der Professor in der Laube sie fragte, ob ihr Herz noch frey wäre. Bis dahin hatte sie

an diese Freyheit unverrükt geglaubt, aber, wie wir nun so manches glauben — weil es uns nie in den Sinn gekommen, das, was wir glauben, strenger zu untersuchen. Damals fühlte sie plözlich die Pfeiler ihres Wahns erschüttert und versagte deshalb die Antwort. Jezt, beleidigt durch Zudringlichkeit — in wie lieblichem Lichte mußte sich der Bescheidene ihr darstellen? Jezt, zurükgestoßen von einem Sohne, der den Vater kränkt, indeß dieser, mit Verleugnung eigener Wünsche, für die Erfüllung der seinigen arbeitet — wie sanft, und doch wie lebendig mußte sie sich an den Mann gezogen fühlen, der sich selbst aufopferte für seinen Freund? Denn daß in dem Herzen des Professors wahre Zärtlichkeit für sie wohne, hatte sie, wie jedes kluge Mädchen, gar bald entdekt. Der jetzige Drang der Umstände überwog die jungfräuliche Schüchternheit; das gerechte unbeschränkte Vertrauen zum Vormund die sonst so starke Zurükhaltung. Sie kam zum festen Entschluß — sie ging zurück zum Rittmeister.

Nun mein liebes Fränzchen, wie steht's um das herrliche Gut? begann er —

Wie nun, wenn der bisherige Besitzer desselben es schon vorher, ehe Sie es für Ihren Freund wünschten, einem von den seinigen, und zwar von den vortrefflichsten der seinigen, bestimmt hätte?

Der Rittmeister machte große Augen:

Dann — ja dann — freylich, ich würde zurüktreten, und — müßte es ja wohl —

Ja, mein gütiger Vater, mein Herz ist nicht mehr ganz frey. Sie sind der Einzige auf der Welt, dem ich das anvertrane — selbst den, der mein so inniges Wohlwollen besizt, nicht ausgenommen. Ich kenne ihn lange und genau. Ich kenne ihn im Unglück und Glück, in Freud' und Leid. Meine Liebe gründet sich auf Hochachtung und Dankbarkeit. Bin ich nicht schlimm geworden, bin ich nicht unglüklich gewesen, sehe ich die Dinge dieses Lebens von einem andern, richtigern Gesichtspunkt an, als so manche meiner Schwestern, hänge ich weniger, wie so manche, vom äußern Eindruck, von Gewohnheit, Mode und Umständen ab — so verdanke ich es ihm fast allein. Aber nicht blos Hochachtung und Dankbarkeit fühle ich für ihn, sondern seitdem ich ihn wieder ge-

sehen, seitdem ich erfahren, was er für seinen Freund seyn kann und gewesen ist — —

Der Professor! rief der Rittmeister aus — So wahr ich Stephan heiße, der Professor!

Ja, von ihm spreche ich —

Eyey — hmhm — S—o! Nun, und Er? liebt er dich?

Das weiß ich nicht —

Das weißt du nicht? Fränzchen — ! sagte der Rittmeister mit einigem Mißtrauen.

Wenigstens nicht gewiß, nicht von Ihm! Er hat nur — nur von Andern nur für Andere gesprochen — antwortete Franziska mit zartester Schonung im Ton, aber doch auch um jenes Mißtrauen sogleich zu ersticken — Der Rittmeister ging nun einige Minuten im Zimmer schweigend auf und ab. Endlich brach er aus:

In Gottes Namen — ! Er hat „für Andere" gesprochen: nun so sollen „Andere" für ihn sprechen — aber erst mit ihm — —

Franziska hielt ihn auf, er mußte ihr auf das heiligste versprechen, von dem ihm An-

vertraueten nicht den allergeringsten Gebrauch zu machen, sondern nur, zugleich mit ihr, den Professor genauer zu beobachten.

Ich liebe ihn, sagte sie; es ist wahr: aber ich bin keine von den Unbesonnenen, welche sich einer Leidenschaft ganz hingeben, von der sie nicht wissen, wohin sie führen kann. Ich habe so viel Gewalt über mich, daß ich nicht ganz unglüklich zu werden fürchten muß, wenn er meine Liebe nicht erwiderte. Freylich wünsche ich mit inniger Sehnsucht über seine Gefühle unterrichtet zu seyn; auch wird dies gewiß geschehen, bald geschehen — Aber ich werde es auch abwarten.

Ey was da — Kikelkakel — rief der Rittmeister; wenn so ein ehrlicher Freund, wie ich, zu ihm käme und spräche: Herr, Ihr getrauet Euch vielleicht nicht — —

Nein, mein gütiger, mein bester Vater, nicht Ziererey ists, was mir durchaus versagt, den ersten entscheidenden Schritt zu thun, oder auch nur zu veranlassen:

sondern ein tiefes, vielleicht im Innern meines Wesens gegründetes Gefühl hält mich davon ab. Ich fühle selbst, daß ich auch dem Manne meines Herzens schwächer und kleinlicher, als ich bin, erscheinen müßte, wenn ich jenem Gefühle nicht folgte. Liebt er mich, so wird er sich mir nähern; so werden die kleinen verächtlichen Misverhältnisse, welche Vorurtheile und Umstände zwischen uns geworfen haben, ihre Kraft über sein Gemüth immer mehr verlieren; er wird mich — nur mich sehen, nur auf mich achten, an kleinliche Hindernisse, die der Zufall allein schuf und die zu überspringen es nichts, als unsers Willens bedarf — nicht denken, oder sie verachten. Wird das nicht so — dann liebt er mich nicht wirklich, ich werde dann ewig seine Freundin bleiben, aber nie seine Gattin werden —

Den Abend kam der Lieutenant nicht zum Essen, sondern zu seinem Vater auf das Zimmer; entdeckte ihm offenherzig und reuig seine Verirrung und Thorheit, erbat sich Erlaubniß morgen in aller Frühe abzureisen,

weil er nun weder ihm, noch Franziska, unter den Augen leben könnte, und reisete wirklich ab.

Der Professor schlich einige Tage einsam und schwermüthig umher, verbarg seine Unruhe und Wehmuth — aber, ungeübt in der Verstellung, viel zu wenig für seine Beobachter, vermied vor allem mit Franziska allein zu seyn; bis endlich der Zufall sie auf einem einsamen Spaziergange zusammenführte, wo denn, nach manchem Kampf, das entscheidende Wort über seine Lippen schlüpfte. Im Augenblick, als es ihm entflohen war, erschrak er, ward bleich — Franziska drükte ihn an ihre Brust, beyde wären unausssprechlich glüklich. Sie sprachen nicht; sie blikten mit thränenvollen Augen einander an, dann dankbar gen Himmel, und dann wieder einander an. Da kam der redliche alte Freund dazu, vereinigte beyde in gerührter Freude und gab ihnen seinen Seegen.

Die Verbindung wurde bald vollzogen, denn Franziska war nur von sich und ihrem Vormund abhängig, und dieser freuete sich so

herzlich des Glückes seines Freundes und seiner Freundin! Ihre Ehe war sehr glüklich. Jeder Theil fand im Verstande und Herzen des Andern volles Genüge und eine Quelle der Liebe und des Glüks, die auch dann nicht versiegte — nicht einmal schwächer floß, als die erste reizende Jugendblüthe des schönen Weibes zu welken begann. Kleine Nekkereyen im Anfang ihrer Ehe verachteten sie. Hatten sie doch weder gnädge Tanten, noch Basen, noch Onkels u. d. gl., welche sie zu beerben gedacht, und auf deren Kopfschütteln sie zu achten gehabt hätten. Franziska beantwortete keinen Brief, der sich mit „Gnädge Frau" anfing; und nach und nach gewöhnten sich selbst ihre Verwandten daran, mit „Frau Professorin" anzufangen. Wenn es dem Gatten auch zuweilen wehe that, daß er dem geliebten Weibe nicht den bürgerlichen Rang und Glanz in der Gesellschaft geben konnte, den sie ihrer Geburt nach gehabt hätte: so scherzte die Freundliche, die sogar eine angenehme Befriedigung ihres kleinen Antheils von Eitelkeit darin fand, hiergegen die größte Gleichgültigkeit zu äußern — das Wölkchen gar bald von seiner Stirne.

Schreib du zuweilen ein recht gutes Buch, sagte sie, wodurch du dich um unsre Brüder und Schwestern verdient machst und Achtung und Ehre einerndtest: darauf will ich stolzer seyn, als auf einen langen Stammbaum, oder ein dickes Diplom, welche dir ein Anderer geschrieben hätte!

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Druckfehler der ersten 11 Bogen.

S. 44. Z. 15. lies: den Ersten.
S. 47. Z. 4. lies: dahinströme.
S. 86. Z. 10. lies: genossen hätten.
S. 114. Z. 22. lies: einen Blick.
S. 146. Z. 16. lies: Geschmack ist.
Ebend. Z. 19. lies: gehet ihn.
S. 158. Z. 21. lies: philologischer und —
Z. 164. Z. 16. lies: zeugt, ist —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochlitz, Friedrich,

Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit In Erzä
hlungen und praktischen Aufsätzen

Bd.: 4

Züllichau [u.a.] (1800)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.162(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090256-5
VD18 15549828-001